

FRAGE 7



**Entscheidung
eines Christen in der DDR**

Stephanus Edition

FRAGE 7

Nach dem Drehbuch von

ALLAN SLOANE

und der amerikanischen Buchfassung von

ROBERT E. A. LEE

bearbeitet von

HANS-GEORG NOACK



Stephanus Edition · Uhldingen/Seewis

Question 7

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: www.VM1.global

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

FRAGE 7

DENEN GEWIDMET, DIE ÄHNLICHES
ERLEBTEN UND NOCH ERLEBEN,
WEIL SIE DRÜBEN GEBLIEBEN SIND.

Diesem Buch liegt der preisgekrönte Film

FRAGE 7

zu Grunde, der von LOUIS DE RICHEMONT ASSOCIATES in Gemeinschaft mit
LUTHERAN FILM ASSOCIATES und MATTHIAS-FILM-GMBH
hergestellt wurde.

Produktion: LOTHAR WOLFF *Regie:* STUART ROSENBERG

Drehbuch: ALLAN SLOANE

Musik: HANS-MARTIN MAJEWSKI *Kamera:* GÜNTER SENFTLEBEN

Produktionsassistent: ROBERT E. A. LEE

Produktionsüberwachung: DR. HENRY ENDRESS,

DR. OSWALD C. J. HOFFMANN, DR. JOHANNES STUHLMACHER

Regieberatung: DR. PAUL C. EMPIE, DR. RICHARD SOLBERG

Darsteller der Hauptrollen:

Friedrich Gottfried, Pastor: MICHAEL GWYNN

Maria Gottfried, seine Frau: MARGARETE JAHNEN

Peter Gottfried, ihr Sohn: CHRISTIAN DE BRESSON

Anneliese Zingler, Peters Freundin: ALMUT EGGERT

Rolf Starke, Lehrer: ERIK SCHUMANN

Hermann, Polizei-Inspektor: MAX BUCHSBAUM

Rettmann, Parteisekretär: LEO BIEBER

Dehmert, Schüler und FDJ-Leiter: FRITZ WEPER

Lüdtke, Volkspolizist: HELMO KINDERMANN

Gerda Laube, FDJ-Funktionärin: GALINA PROBANDT-FRANK

Professor Steffl, Musiklehrer: MANFRED FÜRST

Martin Kraus, Küster: JOHN RUDDOCK

Die Handlung ist tatsächlichem Geschehen und Dokumenten aus der sowjetischen Besatzungszone nachgestaltet. Die Aufnahmearbeiten fanden in Mölln, 5 Kilometer von der Zonengrenze, in Berlin und in Hamburg statt. Alle Namen der beteiligten Personen sind verändert worden. Der Film wird heute in Gemeinden, Schulen und Universitäten vorgeführt von dem Missionswerk HILFS-AKTION MÄRTYRERKIRCHE e. V., 7772 Uhltingen 1, Postfach 1160.

1

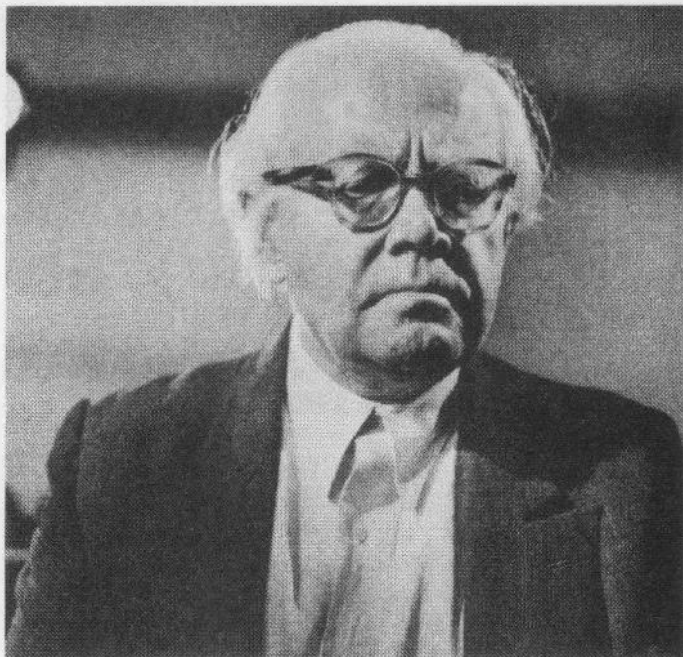
Das schlohweiße Haar des alten Pfarrers schimmerte im Sonnenlicht, als er vor dem Richter stand, der das Urteil verkündete.

„Im Namen des Volkes der Deutschen Demokratischen Republik: Anton Tritschler ist gemäß Strafrechtsergänzungsgesetz schuldig der Vorbereitung zum Staatsverrat und der fortgesetzten Boykotthetze und Verleumdung. Er wird hiermit zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.“

So war Pastor Tritschler aus Osterstadt auf Grund von offensichtlich falschen politischen Anschuldigungen von einem Volksgericht für schuldig befunden und verurteilt worden. Unter anderem hatte der Staatsanwalt gefragt: „Welche Maßnahmen hat der Angeklagte in seiner Predigt gegen die Jugendführer empfohlen?“

Bei der Antwort des Spitzels war ein Raunen durch den Gerichtssaal gegangen. „Er hat gesagt, man sollte die Brüder ersäufen!“ Dann zog der Zeuge ein kleines, schwarzes Notizbuch aus der Tasche und fuhr fort: „Der Pastor sagte: *„Wer aber Ärgernis gibt einem dieser Kleinen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist.“*“

Entrüstet hatte Pastor Tritschler zu erklären versucht: „Ich habe nicht zu Gewalttaten angestiftet, wie Sie be-



Pastor Tritschler fuhr mit fester Stimme fort: „Die Verkündigung des Evangeliums willkürlich und böseartig zu verdrehen und politisch zu verwerten, ist absolut gesetzwidrig. Es ist Verfolgung der Kirche Christi!“

haupten, sondern lediglich den Bibeltext dieses Sonntags verlesen, um Gottes Wahrheit zu verkünden, die unerschütterlich und ewig bestehen wird, auch wenn Himmel und Erde vergehen.“

„Das ist unsachliches Gerede!“ hatte ihn der Richter unterbrochen. „Bitte antworten Sie dem Staatsanwalt.“

„Die Antwort lautet: Das sind nicht meine Worte. Es ist Gottes Wort, wie es im Matthäus-Evangelium aufge-

zeichnet steht. Jesus sagt damit: Wer Kinder zur Sünde verführt, wird sich dafür vor Gott verantworten müssen.“

Dann fuhr er mit fester Stimme fort: „Die Verkündigung des Evangeliums willkürlich und böseartig zu verdrehen und politisch zu verwerten, ist absolut gesetzwidrig. Es ist Verfolgung der Kirche Christi!“

Bald darauf wurde ein anderer Geistlicher, Friedrich Gottfried, zu seinem Bischof gerufen. Er spürte, daß es sich nicht um eine der üblichen Rücksprachen handeln konnte, und bereitete sich auf Ungewöhnliches vor.

Nie zuvor hatte er Bischof Feld so besorgt gesehen. Der stämmige, grauhaarige und sehr würdevolle Mann lächelte gern, doch heute war kein Lächeln in seinem Gesicht, als er auf die mit bunten Nadeln auf seiner Karte bezeichneten Gemeinden wies und sagte: „Braun, Kloster, Neumann, Schmidt . . . die Liste meiner verhafteten Pastoren wird länger und länger. Und jetzt auch Tritschler. Ich habe so verzweifelt versucht, ihm zu helfen, aber umsonst.“ Seinem Gesicht war abzulesen, wie schwer er an seiner Bürde trug.

„Ich mache mir Sorgen um Osterstadt. Die Gemeinde von St. Jacobi ist gefährdet. Die Leute sind einfach verängstigt; sie sind verschüchtert. Sie müssen unbedingt einen neuen Pastor haben. Ich befehle Ihnen nicht hinzugehen, Gottfried, obwohl ich fraglos das Recht dazu hätte. Stattdessen appelliere ich an Ihr Verständnis und an Ihre Liebe. Bitte, denken Sie mit allem Ernst darüber nach. Ich werde beten, daß Sie die richtige Entscheidung treffen.“

Maria Gottfried sah den Schweriner Bahnhof im Morgendunst verschwinden, während der Zug sie dem letzten Teil ihrer Reise von Kronberg nach Osterstadt entgegen-

führte. Für ihren Sohn Peter hatte die Aussicht aus dem Abteilstfenster auf Dächer und Fabriken nichts verlockendes; er war längst in das neue Buch vertieft, das sein Vater ihm geschenkt hatte. Pastor Gottfried hielt einen Schreibblock auf den Knien, auf dessen oberster Zeile schon stand: ‚Philipp 1, 12 - 14‘, der Text der Predigt, die er am kommenden Sonntag in Osterstadt halten wollte. Zwei Frauen saßen im gleichen Abteil und schwatzten zungenfink über eine endlose Reihe häuslicher Sorgen.

Was sollte er seiner neuen Gemeinde in dieser wichtigen ersten Predigt sagen? Durfte er, wenn auch nur beiläufig, seinen Amtsvorgänger erwähnen? Wie beurteilten die Leute den Fall des Pastors Tritschler? Liebten und achteten sie ihn noch, obwohl er jetzt im Gefängnis saß? War mit irgendeiner Unterstützung zu rechnen? Hatten sie gewagt, ihren Pfarrer während des Prozesses zu unterstützen? Und was erwarteten sie von ihrem neuen Pastor? Verlangten sie von ihm, daß er um jeden Preis fest blieb wie Tritschler, oder würden sie ihm am Ende gar zureden, sich anzupassen, den Forderungen der Regierung in ihrem und in seinem Interesse nachzugeben?

Friedrich Gottfried sah kurz auf und begegnete dem Blick seiner Frau, die ihn beobachtet hatte, und deren Lächeln ihm jetzt sagte, daß sie ihn wie immer verstand. Beide sahen zu Peter hinüber.

Die Mutter war stolz auf ihren Jungen. Schon heute spielte Peter besser Klavier, als sie je zu hoffen gewagt hatte. In etwa einem Jahr würde man sich nach einem neuen Lehrer für ihn umsehen müssen. Eine Zeitlang konnte sie ihn wohl noch selbst anleiten, aber es war schon abzusehen, daß sein Können die Grenzen ihrer Fähigkeiten bald überschreiten mußte. Während der letzten zwei Jahre in Kronberg hatte sie besorgt gefühlt, daß es ihr immer schwerer fiel, Kontakt mit dem heranwachsenden Jungen zu behalten. Er sprach nicht gern über die Dinge,

die ihn innerlich bewegten, und sie hatte oft jene mütterliche Angst empfunden, ihren Sohn zu verlieren. Ihr Mann sagte immer wieder, was sie selbst ja auch wußte: daß sich in Peters Alter nun einmal der Drang nach Unabhängigkeit zeigen müsse. Ihr Sohn war nie ein kräftiges Kind gewesen, und sie hatte befürchtet, er würde körperlich mit seinen Klassenkameraden nicht Schritt halten können. Aber dann hatte sich das vor einem Jahr plötzlich geändert, und seitdem schienen seine Kleider zu schrumpfen. Er zog es vor, mit den Problemen seines Alters allein fertigzuwerden, und das war wohl ganz natürlich. Nur in der Musik fanden Mutter und Sohn noch zu ihrer früheren Gemeinsamkeit. Ihr musikalisches Gefühl und ihr überlegenes Können erkannte er an. Wenn sie vierhändig spielten, wenn sie sich über ein Musikstück und seine Interpretation unterhielten oder gemeinsam große Musik von der Schallplatte oder im Rundfunk hörten, dann fühlte die Mutter, daß sie ihrem Jungen noch immer verbunden war.

In Gedanken war Peter in Afrika — weit fort vom Zugabteil und von seinen Eltern. Das Buch über Albert Schweitzer in Lambarene fesselte ihn nicht nur durch den Zauber des fernen Landes, sondern vor allem, weil es die Erlebnisse eines großen Musikers und Wissenschaftlers schilderte, der zugleich ein Christ war.

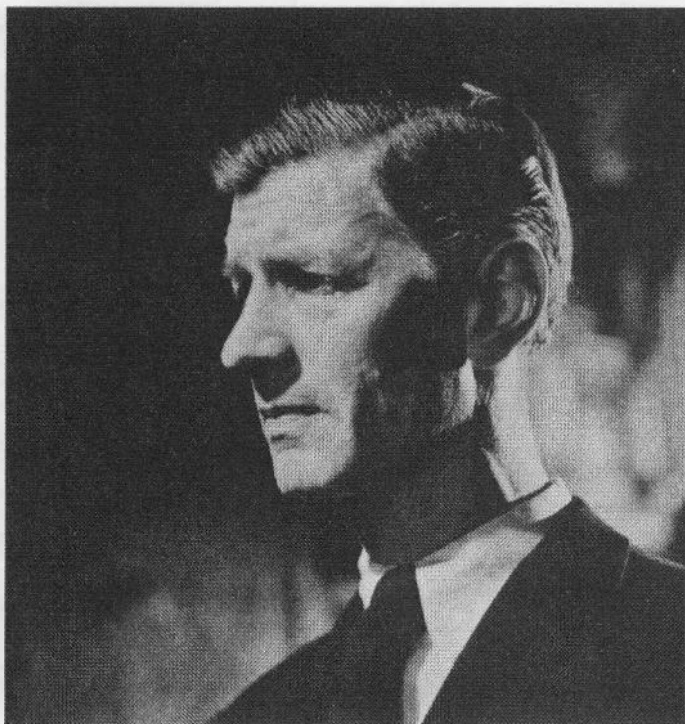
Peter hatte Kronberg ohne großes Bedauern verlassen. Er hatte dort eine schwere Zeit durchstehen müssen, als er vor der qualvollen Entscheidung stand zwischen der Konfirmation, in der die Kirche von ihm forderte, daß er sich und sein ganze Leben Gott weihte, und der Jugendweihe, bei der das Regime von ihm verlangte, er solle sich und seine Zukunft der Gottlosigkeit verschreiben. Wahrscheinlich würde es in Osterstadt nicht viel anders sein. Und dabei wünschte er sich doch nichts sehnlicher, als in Ruhe gelassen zu werden und eines Tages an einem Kon-

servatorium seine musikalische Ausbildung abschließen zu können.

Pastor Gottfried zog seine abgegriffene Bibel aus der Aktentasche hervor und las mehrmals die Verse seines Predigttextes. Er dachte dabei an Pastor Tritschler, und ihm war, als kämen die Worte auch heute wieder aus einer Gefängniszelle, wie damals, als der Apostel Paulus sie niederschrieb:

Ich lasse euch aber wissen, liebe Brüder, wie es um mich steht, das ist nur mehr zur Förderung des Evangeliums geraten. Denn daß ich meine Fesseln für Christus trage, das ist dem ganzen Reichthum und bei den andern allen offenbar geworden, und viele Brüder in dem Herrn haben aus meiner Gefangenschaft Zuversicht gewonnen und sind desto kühner geworden, Gottes Wort zu reden ohne Scheu.

Gottfried dachte darüber nach und mußte sich eingestehen, daß er furchtsam gewesen war. Nur ungern hatte er sein neues Amt übernommen, hatte lange versucht, ihm auszuweichen. Mit Frau und Sohn hatte er sich in Kronberg glücklich gefühlt. Sein Amt dort konnte keineswegs erfolgreich genannt werden, aber wo hatte die Kirche in Mitteldeutschland heute überhaupt Erfolg, gemessen an den Maßstäben der Welt? Aber er hatte einen anspornenden Kreis von Gemeindegliedern um sich gehabt, und es hatte ihm immer wieder Kraft gegeben, wenn er sah, wie sie seiner Predigt und Lehre folgten. Die Gemeindeältesten hatten ihn eifrig bei der Suche nach Mitteln und Wegen unterstützt, wie man die zahllosen Hindernisse überwinden konnte, mit denen das Regime der Kirche das Leben sauer machte. Wenigstens ein Anfang war dort gemacht, und er hätte seine Pläne in Kronberg gern zu Ende geführt. Es blieb so viel ungetane Arbeit zurück. Aber das alles lag nun hinter ihm.



Pastor Gottfried dachte darüber nach und mußte sich eingestehen, daß er furchtsam gewesen war. Nur ungern hatte er sein neues Amt übernommen, hatte lange versucht, ihm auszuweichen . . . Es blieb soviel ungetane Arbeit zurück. Aber das alles lag nun hinter ihm.

Kaum ein halbes Dutzend Reisende stieg mit ihnen in Osterstadt aus. Die Familie Gottfried sah sich um, ob niemand von der Kirche zu ihrer Begrüßung gekommen wäre. Maria und Peter genossen den ersten Anblick, den

die mittelalterliche Kleinstadt ihnen bot. Gottfried gab seiner Stimme einen besonders freudigen Klang, als er sagte: „So, das ist also unsere neue Heimat! Willkommen in Osterstadt!“

Der Kirchturm reckte sich hoch über das Städtchen, und sie gingen auf diesen zuverlässigen Wegweiser zu.

„Hoffentlich sind unsere Möbel angekommen“, sagte Peter, der den Eltern immer um ein paar Schritte voraus war.

Ein ältliches Männlein mit einer schwarzen Mütze kam ihnen entgegen und hatte es dabei so eilig, daß es fast rannte.

„Pastor Gottfried?“

„Ja.“

„Herzlich willkommen! Ich heiße Kraus und bin der Küster der Kirche. Eigentlich wollte ich Sie am Zug abholen. Es tut mir leid, daß ich mich verspätet habe.“

„Schon gut, Herr Kraus. Wir haben ja den Kirchturm gesehen und konnten uns denken, daß wir das Pfarrhaus gleich gegenüber finden würden. Darf ich Sie mit meiner Frau und meinem Sohn Peter bekanntmachen?“

Herr Kraus zog die Mütze und schüttelte ihnen die Hände, dann gingen sie gemeinsam dem Pfarrhaus zu.

Osterstadt war fast ringsum von Wasser umgeben. Zwei hübsche blaue Seen umspülten die Halbinsel, auf der die Stadt seit dem Mittelalter stand. Viele Häuser waren vom Alter gebeugt, manche davon mit Bibelsprüchen geschmückt, die in die Querbalken des Fachwerks eingeschnitzt waren. Während die Gottfrieds hinter der Gepäckkarre hergingen, sahen sie zur würdevollen Steinkirche mit ihrem steilen, offensichtlich schadhaftem Dach hinauf. Die Kirche war nur über eine Steintreppe mit vielen Absätzen zu erreichen. Vor Jahrhunderten war sie wohl die Stadtfestung zum Schutz gegen eindringende Feinde gewesen. Hinter den schmalen Fenstern hatten

Schützen gestanden und die Frauen und Kinder verteidigt, die hinter den dicken Kirchenmauern Schutz und Sicherheit suchten.

Herr Kraus öffnete die Gartentür zum Pfarrhaus, das jenseits der kopfsteingepflasterten Straße der Kirche gegenüberlag. Maria und Peter traten ein, doch Pastor Gottfrieds Blick fiel auf das Namensschild; er blieb einen Augenblick stehen und las: A. A. Tritschler, Pastor.

Im Hausflur fanden sie ihre Kisten und Kästen, ihre Bücher und auch schon einige von ihren Möbeln vor. Offenbar hatte sich bereits jemand darum bemüht, das eine oder andere Stück in die richtigen Räume zu schaffen. Die alte Standuhr hatte ihren Platz in einer Ecke gefunden. Peter ging schnell durch die Zimmer des Erdgeschosses und eilte dann, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf, um auch das übrige Haus zu erforschen.

Der Küster unterbrach diese erste Besichtigung, indem er sagte: „Ich würde Ihnen gern unsere wunderschöne Kirche zeigen. Wollen Sie nicht gleich mit hinüberkommen, Herr Pastor?“

„Ja, das können wir gern tun, bevor wir uns hier ans Einrichten machen. Aber zuerst wollen wir einmal das Namensschild an der Tür auswechseln.“

Maria besah sich ihre Küche, dann ging sie vom Herd zum Küchenschrank und zum Ausguß und deutete mit Gesten an, was nun wieder ihre tägliche Arbeit sein würde. Sie öffnete die leeren Schränke und hoffte, daß ihr Geschirr die Reise heil überstanden hatte.

Peter war inzwischen im Obergeschoß. Die Tapete seines Zimmers sah ein wenig trübe aus, fand er, doch er würde sie ja bald mit Bildern, Landkarten und anderen Erinnerungsstücken bedecken, die er aus Kronberg mitgebracht hatte. Dann würde das Zimmer schon wohnlicher wirken. Das Fenster über seinem Arbeitstisch ließ

sich nur mit Mühe öffnen. Endlich gab der Fensterflügel nach und knallte gegen die Hauswand. Peter lehnte sich hinaus und blickte auf die Straße hinunter. Sein Vater und Herr Kraus schraubten gerade das alte Namensschild ab. Peter beschloß, die Kisten mit Büchern und Noten in sein Zimmer zu schaffen.

Auf halber Treppe blieb er stehen und lauschte erstaunt nach draußen - das waren doch Trommeln und Fanfaren, die einen lauten Marsch spielten! Auch die Mutter hatte es gehört und kam aus der Küche. Offenbar näherte sich eine Marschkolonne ihrem Haus. Peter trat auf die Veranda, die in den von einer Steinmauer umgebenen Garten führte, und die Mutter kam ihm nach. Sie lehnten sich über die Mauer, um zu sehen, was es mit der Musik auf sich habe.

Ungefähr dreißig junge Menschen, die Fahnen, Hacken, Schaufeln und Heugabeln geschultert trugen, marschierten hinter dem Fanfarenzug. Eine große blaue Fahne mit gelbem Schild wies die Gruppe als die örtliche Freie Deutsche Jugend aus. Ungefähr die Hälfte der Mädchen und Jungen trugen das blaue Hemd mit dem Armabzeichen der FDJ.

„Die Parteimaschine scheint hier gut zu laufen“, sagte Peter. „Wahrscheinlich haben die sich heute alle freiwillig zu irgendeiner Arbeit verpflichtet.“ Er lächelte.

Herr Kraus und Pastor Gottfried unterbrachen ihre Arbeit, um den Zug an sich vorüberziehen zu lassen. Unmittelbar vor dem Pfarrhaus beendeten die Fanfaren ihren Marsch, dann fing die Gruppe zu singen an, während die Trommeln weiter den Takt schlugen.

Frau Gottfried beobachtete den Jungen an ihrer Seite. Seine Augen nahmen alles auf, und seine Fingerspitzen trommelten den Marschrhythmus auf die Mauer.

Der Gesang verklang allmählich, und Pastor Gottfried trat einen Schritt zurück, um sein Namensschild an der



Ungefähr dreißig junge Menschen, die Fahnen, Hacken, Schaufeln und Heugabeln geschultert trugen, marschierten hinter dem Fanfarenzug.

Gartenpforte zu betrachten. Dabei hatte er zum erstenmal das Gefühl, als gehöre er von nun an hierher.

„Darf ich Ihnen jetzt die Kirche zeigen, Herr Pastor?“

„Gewiß! Ich will nur schnell meine Frau rufen.“ Er ging hinein, um Frau und Sohn einzuladen. Peter saß am Flügel, der inmitten des Wohnzimmers stand, und war mit Fingerübungen beschäftigt. Ernsthaftes Klavierstudium war sein ein und alles.

„Peter kann sich die Kirche noch später ansehen“, sagte die Mutter. „Lassen wir ihn bei seinem Klavier, während wir hinübergehen.“

Herr Kraus führte sie um die Kirche herum zum Haupteingang, und als er die schweren Türflügel aufdrückte, klang ihnen leise Orgelmusik entgegen. „Das ist Herr Lange, unser Organist“, erklärte der Küster. „Er übt die Musik für den Sonntagsgottesdienst. Wußten Sie übrigens, daß unsere Orgel gerade ihren vierhundertsten Geburtstag hatte? Im Jahr 1705 hat Bach darauf gespielt.“

Langsam schritten sie durch das Mittelschiff auf den Altar zu. Die Kanzel lag, wie in vielen alten Kirchen, seitlich vom Hauptgang. Ihre Blicke wanderten von dem großen Leuchter zu dem mächtigen Kruzifix über dem Choralter.

„Der älteste Teil der Kirche geht bis auf das frühe 13. Jahrhundert zurück. Der Taufstein dort drüben stammt aus dem Jahre 1509.“ Der Pastor bewunderte die Kanzel mit ihren prächtigen Schnitzereien. Da er die Kirche aus seinem Blickwinkel sehen wollte, stieg er die Stufen zur Kanzel hinauf und blickte ein paar Augenblicke auf das leere Gestühl hinab. Dann schlug er die große Bibel vor sich auf und las mit leisem Erschrecken: *„Wer aber Ärgernis gibt einem dieser Kleinen, die an mich glauben, dem wäre besser . . .“*

Frau Gottfried fiel auf, daß der Küster ein wenig nervös zu sein schien. Jetzt sah er schon zum zweitenmal auf seine Uhr. Dann sagte er: „Besonders stolz sind wir auf unsere alten Altargemälde. Die müssen Sie unbedingt aus der Nähe betrachten.“

Gottfried stieg von der Kanzel, um sich den Altar genauer anzusehen und die schönen, ein wenig verblassten Farben einer alten Darstellung des Heiligen Abendmahls zu bewundern. Auch seine Frau betrachtete sie genau.

Ein so kostbares Gemälde hatten sie nicht in ihrer neuen Kirche erwartet. Sie waren so in die Betrachtung versunken, daß sie gar nicht merkten, wie die Orgel auf-

hörte zu spielen und Herr Kraus zu der Tür hinüberging, die aus dem Chor hinausführte.

„Die Sakristei hat mehrere Zwecke zu erfüllen“, erklärte er jetzt. „Als der Religionsunterricht an den Schulen untersagt wurde, erhielten wir die Erlaubnis, unsere Konfirmanden hier zu unterrichten. Auch unsere Bibelstunden werden hier abgehalten. Kommen Sie doch!“

Der Küster stieß die Tür auf, und die Gottfrieds sahen sich einem Raum voller Menschen gegenüber, die ein Begrüßungslied anstimmten. Während der Pfarrer und seine Frau die drei Stufen hinunterstiegen und durch die Türwölbung in den Raum traten, lächelten sie den glücklichen Gesichtern zu, die sie vor sich sahen.

Ungefähr fünfzehn Kinder verschiedenen Alters hatten sich als Chor an der entgegengesetzten Wand aufgestellt. Ein junges Mädchen stand vor der Gruppe. Sie wandte sich um und begrüßte die Eintretenden mit einem frohen Blick aus ihren leuchtenden Augen. Der Pfarrersfrau gefielen besonders die Worte des Liedes, die offenbar zu einer alten Volksweise eigens für diesen Anlaß geschrieben worden waren.

Alle klatschten Beifall, als der Gesang vorüber war, und Friedrich Gottfried konnte nur sagen: „Ich danke euch; ich danke euch sehr herzlich!“

Eine kleine, weißhaarige Frau mit Brille, die hier die Aufsicht zu führen schien, trat heran und stellte sich als Frau Zingler vor. „Wir wollten Ihnen gern zeigen, wie glücklich und dankbar wir sind, wieder einen Pfarrer zu haben!“

Außer ihr waren noch fünf oder sechs andere Erwachsene zugegen, darunter ein einarmiger Mann, der ungefähr fünfzig Jahre alt sein mochte. Er hieß Dörfel und war Mitglied des Kirchenrats. Er stellte auch seine Frau und die anderen Kirchenratsmitglieder vor. Frau Zingler sagte: „Unser Kinderchor hat noch ein anderes Lied für

Sie eingeübt. Meine Tochter Anneliese hat es den Kleinen beigebracht, und sie sind sehr stolz, daß sie es Ihnen vorsingen dürfen.“

Anneliese knickte leicht und wandte sich wieder den Kindern zu. Diesmal klappte der Einsatz nicht, weil alle zum Pastor hinsahen und nicht zu ihr, und so mußte sie noch einmal von vorn anfangen lassen.

Friedrich und Maria Gottfried waren von dieser Begrüßung gerührt. Sie schauten in die jungen Gesichter, die ganz von der Festlichkeit der Stunde erfüllt waren. Doch plötzlich wurden alle Gesichter ernst. Ein Kind nach dem andern hörte zu singen auf, und alle Augen wandten sich der offenen Sakristeitür zu.

Dort stand ein breiter, untersetzter Mann, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und ließ seine Blicke über die Versammlung gleiten.

„Pastor Gottfried?“

„Ja.“

„Ich bin Inspektor Hermann.“

„Ja, Herr Inspektor?“ Er wußte, daß er ruhig bleiben mußte, so sehr ihn die Anwesenheit des Polizeinspektors auch störte. „Ist irgend etwas nicht in Ordnung?“

Der Inspektor trat ein, und jeder konnte sehen, daß vor der Tür ein uniformierter Volkspolizist stand. Mit einer weiten Bewegung umfaßte Inspektor Hermann den ganzen Raum. „Ob etwas nicht in Ordnung ist? Das hier! Das ist verboten, Herr Pastor. Ganz und gar gegen die Vorschrift!“

„Eine kleine Feier? Verboten? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!“

„Herr Kraus, Sie als Küster sollten das doch wissen. Dieser Raum, Herr Pastor, ist nur für den Religionsunterricht zugelassen, nicht für gesellige Veranstaltungen. Und das hier ist eine gesellige Veranstaltung!“ Er wandte sich an den Pfarrer. „Sie hätten sich vorher eine Geneh-



Mit einer weiten Bewegung umfaßte Inspektor Hermann den ganzen Raum. „Ob etwas nicht in Ordnung ist? Das hier! Das ist verboten, Herr Pastor. Ganz und gar gegen die Vorschrift!“

mung besorgen müssen, Herr Pastor. Das ist Vorschrift, und so . . .“

Der Pfarrer fühlte genau, daß alle, auch die Kinder, gespannt darauf warteten, wie er sich verhalten würde. Der Inspektor zückte ein kleines schwarzes Notizbuch.

„Also gut, wenn das so ist . . . es tut mir leid. Es wird bestimmt nicht wieder vorkommen“, sagte der Pastor schnell.

Eins der kleinen Mädchen fing an zu weinen. Der Küster strich nervös seinen Bart, Frau Zingler zog den Hals

zwischen die Schultern ein, und Herr Dörfel umkrampfte seinen leeren Jackenärmel.

Inspektor Hermann klappte langsam sein Notizbuch zu. „Ich nehme Sie beim Wort“, sagte er. Dann steckte er den Bleistift ein und knöpfte umständlich seinen Mantel zu, räusperte sich und ging langsam hinaus. Seine Schritte und der Hall der schweren Stiefel des Volkspolizisten klangen durch die Kirche.

Eine Weile schwiegen alle, dann wandte sich Maria an die Kinder. „Der Pastor und ich danken euch mehr, als Worte ausdrücken können. Ihr habt uns einen herrlichen Empfang bereitet. Schade, daß wir nicht mehr beisammen bleiben können, aber ich hoffe, euch alle am Sonntag in der Kirche wiederzusehen, nicht wahr?“

Daraufhin gingen die Kinder eins nach dem anderen hinaus und gaben im Vorübergehen dem Pfarrer und seiner Frau die Hand.

Der Küster fragte: „Nun, wie gefällt Ihnen der Anfang, Herr Pastor? Willkommen in Osterstadt!“

Anneliese Zingler und ihre Mutter gingen schweren Herzens heim. Für Frau Zingler bedeutete der Zwischenfall eine persönliche Niederlage auf dem Gebiet, das ihre ganze Freude und ihr Stolz war: die Mitarbeit in der Gemeinde. Sie hatte keinen leichten Stand in der Kirche, denn jedermann wußte, daß ihr Mann seinen Werkmeisterposten in der Fabrik dem Umstand zu danken hatte, daß er sich als großer Aktivist hervortat. Sollte er etwas von dem heutigen Vorfall erfahren, dann gab es gewiß eine Auseinandersetzung.

Am Abend war es dann so weit. Herr Zingler behauptete, die ganze Stadt wisse schon, was sich in der Kirche ereignet habe. Er selbst habe beim Schichtwechsel davon gehört.

„Und wenn Ihr allesamt zur Polizei gebracht worden wärt? Schön hättet ihr ausgesehen! Frau und Tochter eines Werkmeisters in der Kirche verhaftet!“

Anneliese und ihre Mutter trugen das Essen auf, Zingler setzte sich und stopfte eine Serviette hinter den Kragen.

„Wann werdet ihr beide endlich zur Vernunft kommen?“

Anneliese, die bisher zu den Worten ihres Vaters geschwiegen hatte, warf schließlich ein: „Vater, wir haben nichts Schlechtes getan!“

„Schlecht - gut! Schlecht - gut! Das ist hier nicht wichtig! Und wer schickt dich nachher in die Schwesternschule? Die Kirche?“

Anneliese biß sich auf die Lippen.

„Vater, du hast doch immer gesagt, die Kirche ist für Frauen und Kinder da. Und jetzt sagst du . . .“

„Glaubt mir, ich hab's schon so schwer genug in der Fabrik! Mit den Normen, der Hetzerei, den ewigen Versammlungen, den Eingaben . . .“

„Na, na, na“, versuchte seine Frau zu beschwichtigen.

„Wollt ihr es denn unbedingt darauf ankommen lassen, daß man mich überwacht?“

„Ach, Otto“, widersprach seine Frau. „Wir wollten doch den neuen Pastor willkommen heißen.“

„Ja, ja, ich weiß.“ Plötzlich senkte er den Kopf und sprach das Tischgebet, wie er es jeden Abend tat: „Herr, wir danken dir für alle deine Gaben und bitten dich um deinen Segen für unsere Mahlzeit und unsere liebe Familie. Amen.“

Am Frühstückstisch besprach die Familie des Pastors Gottfried, was sie alles an diesem Tag tun wollten. Peter hatte nur zwei Straßen weiter eine Bäckerei aufgespürt und dort die Brötchen geholt.

„Hast du auch alle Papiere, die du für die Schule brauchst, Peter?“ fragte sein Vater.

Der Junge nickte. „Ich habe alles, was sie mir in Kronberg gegeben haben. Was brauche ich denn sonst noch? Ach ja, ein bißchen Geld! Wahrscheinlich werde ich ein paar neue Hefte kaufen müssen.“

Maria schenkte den Kaffee ein. „Peter“, sagte sie, „vergiß nicht zu erzählen, daß du dich für Musik interessierst. Vielleicht drücken sie hier in Osterstadt beim FDJ-Betrieb ein Auge zu, wenn sie erfahren, daß du ernsthaft Musiker werden willst.“

„Ich werde zum Rathaus gehen müssen“, sagte Pastor Gottfried, „um uns polizeilich anzumelden.“

„Bitte, sei vorsichtig, Friedrich. Hoffentlich gibt es keinen Ärger wegen gestern.“

„Wahrscheinlich wollen sie erst einmal sehen, wie weit sie gehen können. Ich selbst kann noch gar nichts sagen, solange ich die Gemeindeältesten nicht gesprochen habe und nicht weiß, wie sie zu allem stehen. Zuerst muß ich einmal mit Herrn Kraus reden.“

„Ich muß mich beeilen“, sagte Peter, stürzte seinen Kaffee hinunter und stopfte seine Zeugnisse in die Schultasche.

Der junge Schulleiter saß hinter seinem Schreibtisch und las die Zeugnisse und Beurteilungen, die sein neuer Schüler aus Kronberg mitgebracht hatte. Peter stand steif vor dem Direktor und ließ den Blick durch das Zimmer schweifen. An den Wänden hingen Bilder von Ulbricht, Pieck und Grotewohl, und in einem Glasschrank standen die Preise, die seine neue Schule bei Wettbewerben errungen hatte.

„Du bringst gute Zeugnisse mit, Gottfried. Mich wundert nur, daß die Schule in Kronberg offenbar wenig

Wert auf den politischen Unterricht gelegt hat. Das wird hier anders sein. Die meiste Zeit wirst du in der Klasse von Herrn Starke zubringen, der dein Klassenlehrer sein wird. Er wird dir sicher gefallen. Ich glaube, er ist unser beliebtester Lehrer.“

„Ich interessiere mich besonders für Musik“, warf Peter schnell ein.

Der Direktor lächelte. „Ja, das habe ich gelesen. In deiner Beurteilung steht, du spieltest ausgezeichnet Klavier. Ich darf sagen, daß die Karl Marx-Schule in Osterstadt auf ihre kulturelle Arbeit stolz sein kann. Ich werde dich unserem Musiklehrer, Professor Steffl, empfehlen.“

Noch einmal überlas der Schulleiter Peters Zeugnisse und sagte dann: „Hier wirst du mehr naturwissenschaftlichen Unterricht haben als in Kronberg. Unsere Gesellschaftsordnung wird nun einmal vom wissenschaftlichen Materialismus bestimmt, und die Schule muß ihre Schüler mit den Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten, die unser fortschrittliches Zeitalter von uns allen verlangt — auch von einem Musiker, Gottfried.“

„Ich werde mir Mühe geben.“

„Übrigens finde ich hier keinen Vermerk, daß du an der Jugendweihe teilgenommen hast. Das ist schade. Bei uns in Osterstadt haben 85% deiner Altersgenossen daran teilgenommen. Vielleicht wirst du jetzt, da du ein wenig älter geworden bist, auch ein wenig selbständiger in deinem Denken werden. Ich nehme zum Beispiel an, daß du dich nicht von der sehr aktiven FDJ-Gruppe ausschließen willst, die wir hier haben. Sprich mal mit dem Gruppenleiter darüber. Johannes Dehmert heißt er und gehört zu deiner Klasse.“

Der Pastor überquerte den Marktplatz, und bevor er das Rathaus betrat, prüfte er noch einmal, ob er auch alle

erforderlichen Papiere bei sich hatte. Hoffentlich gab es keine Schwierigkeiten wegen der Eintragungen in seinem Personalausweis. In Ohlendorf und Bad Steinnitz war er mehrmals zu Vernehmungen vorgeladen worden.

Im Schalterraum warteten außer ihm noch etwa zehn oder zwölf Personen mit Papieren in den Händen, doch vor der Glasscheibe, die die Aufschrift ‚An- und Abmeldung‘ trug, stand niemand, und so ging er darauf zu. Der Angestellte schob das Fenster von innen hoch und sah den Pastor fragend an.

„Guten Morgen! Ich bin Pastor Friedrich Gottfried. Muß ich mich hier polizeilich anmelden?“

Mit unbewegtem Gesicht nahm der Angestellte die Papiere des Pfarrers entgegen, betrachtete sie einen Augenblick, sah dann den Pfarrer ein wenig anmaßend an und fragte: „Sind Sie stellvertretend hierher versetzt, Herr Pastor?“

„Nein, ich nehme an, daß ich ständig hier bleiben werde.“

Der Mann wandte sich wieder den Papieren zu und sagte: „Setzen Sie sich, bitte. Ich werde Sie aufrufen.“ Dann verließ er seinen Platz und verschwand hinter einer Tür.

Der Pastor bemerkte, daß alle Wartenden ihn beobachteten. Er lächelte freundlich und setzte sich. Oft genug hatte er Stunden damit zugebracht, in irgendwelchen Büros zu warten, und er machte sich auch jetzt darauf gefaßt, eine Stunde hier zubringen zu müssen. Doch der Angestellte kam fast augenblicklich zurück und nickte ihm zu.

„Es ist alles in Ordnung. Hier sind Ihre Papiere. Und, ach ja, Herr Rettmann möchte Sie sprechen.“

„Herr Rettmann?“

„Ja, der Genosse Parteisekretär. Sein Zimmer ist drüben auf der anderen Seite der Halle. Nummer 7.“

Der Pastor durchquerte die Halle. Mit einem Partei-

sekretär hatte er noch nie zu tun gehabt. Bei seinen Plänkeleien mit den Behörden war er bisher immer nur auf untergeordnete Funktionäre gestoßen. Aber hier in Osterstadt ließ alles auf eine strenge Parteidisziplin schließen, und Rettmann war anscheinend der starke Mann dieser Stadt. Wer wiederum dem Parteisekretär im Nacken saß, konnte man nicht wissen. Irgend jemand stellte die gefürchtete Gewalt des Staatssicherheitsdienstes dar, vielleicht Inspektor Hermann.

„Herein!“

Eine dunkel dröhnende Stimme antwortete, als Pastor Gottfried anklopfte. Der Parteisekretär saß in einem sehr geräumigen, mit Propagandasprüchen geschmückten Zimmer hinter einem gewaltigen Schreibtisch. Als Rettmann sich erhob und ein paar Schritte auf ihn zu kam, fiel Gottfried die selbstbewußte Haltung des Mannes auf. Unter silbergrauem gescheiteltem Haar war ein scharf geschnittenes Gesicht. Der Parteisekretär lächelte freundlich und streckte die Hand aus.

„Ah! Der neue Pastor! Willkommen! Die kleine Herde hat wieder einen Hirten! — Aber ich muß mich noch für den gestrigen Vorfall entschuldigen.“

Sein Tonfall schien Wohlwollen auszudrücken.

„Die Begrüßungsfeier? Es schien mir auch etwas unfreundlich . . .“

„Unfreundlich? Ich würde es lieber als unglücklich bezeichnen!“

Der Pfarrer legte den Mantel ab und setzte sich.

„Ich freue mich, daß Sie es so auffassen. Hoffentlich kommt so etwas nicht wieder vor.“

Der Funktionär lachte leise und überbot seine bisherige Liebenswürdigkeit noch, als er antwortete: „Selbstverständlich. Natürlich nicht. Sie haben die Situation äußerst korrekt gemeistert. Ein Protest von Ihnen wäre sehr peinlich gewesen.“

Nun war der Pfarrer am Zuge. „Ja, und außerdem töricht. Es gibt wichtigere Probleme zwischen Kirche und Staat als Kinderfeste.“

„Stimmt.“ Rettmann zog sich wieder hinter seinen Schreibtisch zurück. „Und für solche Fragen werden Sie bei mir immer eine offene Tür finden.“ Sein Blick streifte kurz die Galerie der Nationalhelden an der Wand seines Büros: Marx, Lenin, Thälmann, Ulbricht und Chruschtschow, und dann fuhr er fort: „Wenn intelligente Menschen sich zusammensetzen, können die meisten Probleme vernünftig gelöst werden.“

„Ja, so sollte es wohl sein“, stimmte der Pastor ruhig zu.

Rettmann ging zum Fenster und sah zur Kirche hinüber, deren Turm den Ausblick eindeutig beherrschte. Den Rücken zu seinem Besucher gewandt, sagte er: „Ihr Amtsvorgänger hätte sich eine Menge — hm — Unannehmlichkeiten ersparen können, wenn er die Dinge vorher mit mir besprochen hätte.“

Der Pfarrer wußte, daß irgendeine Äußerung von ihm erwartet wurde.

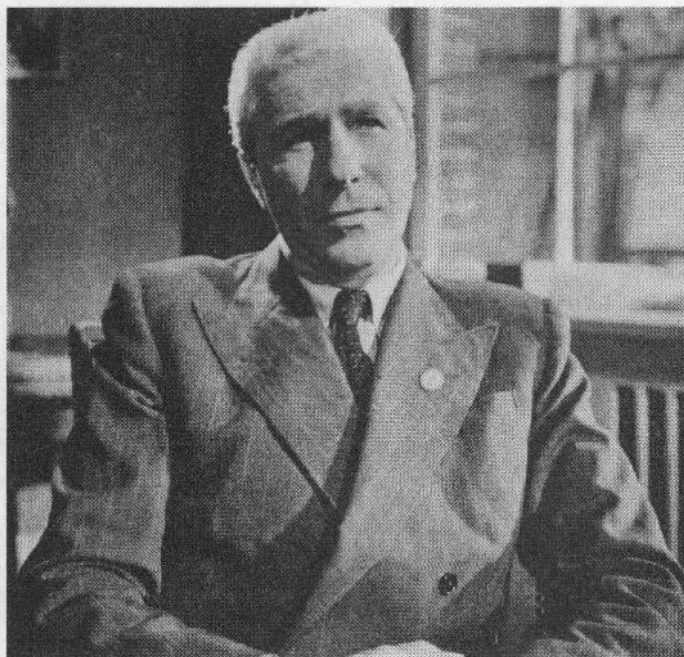
„Ich hoffe nicht, daß ich jemals in solch eine Lage kommen werde“, sagte er.

„Das will ich auch nicht hoffen“, erwiderte Rettmann und wandte sich seinem Gast mit einem leutseligen Lächeln zu. „Schließlich haben wir ja beide dasselbe Ziel — oder?“

„Das kann ich kaum glauben, Herr Rettmann!“

Der Parteisekretär setzte sich wieder und lehnte sich mit einem breiten Lächeln zurück. „Aber, aber, Herr Pastor! Wir warten doch beide auf das Paradies. Der Unterschied ist nur, daß Sie auf den Himmel warten, während wir das unsere direkt auf der Erde schaffen.“

Der Pastor stand auf und antwortete: „Es gibt auch bei uns Probleme, die nicht auf den Himmel warten können, Herr Rettmann.“ Auch der Parteisekretär erhob sich.



„Aber, aber, Herr Pastor. Wir warten doch beide auf das Paradies. Der Unterschied ist nur, daß Sie auf den Himmel warten, während wir das unsere direkt auf der Erde schaffen.“

Sein Gesicht verriet nichts von seinen Gedanken. Er wartete ab.

Nach einer Weile sagte Gottfried: „Ich plane eine Sitzung der Kirchenältesten.“

„Das ist zu machen. Völlig in Ordnung. Reine Kirchenangelegenheit.“

Der Pfarrer wollte sichergehen. „Ich dachte, bei mir zu Hause.“

„Man wird Sie nicht belästigen. Dafür Sorge ich persönlich.“ Zuvorkommend half er dem Pastor in den Mantel und begleitete ihn aus dem Büro und durch die Vorhalle. „Auf Wiedersehen, Herr Pastor! Kommen Sie nur zu mir, wann immer Sie wollen!“

„Darf ich Ihren Gegenbesuch erwarten?“

„Sie meinen, ich soll in die Kirche kommen?“ Der Parteisekretär lachte. „Wollen Sie, daß das Dach einstürzt?“

Lächelnd erwiderte Friedrich Gottfried: „Das tut es sowieso bald, wenn es nicht ausgebessert werden darf.“

„Auf Wiedersehen, Herr Pastor, und: Willkommen in Osterstadt!“

Rettmann ging nicht gleich in sein Zimmer zurück, sondern trat erst in das daneben liegende Büro. Der junge Mann, der darin arbeitete, wollte aufstehen, doch sein Chef winkte ab. „Ich möchte mal den neuen Atomprotest sehen, der gestern aus Berlin gekommen ist“, sagte er.

2

Alle Gesichter wandten sich Peter zu, als er in Herrn Starkes Klasse trat. Solche Augenblicke konnte Peter nicht ausstehen! Alle schätzten ihn ab. Zwei Mädchen lächelten ihm von der entlegenen Seite des Klassenzimmers her freundlich zu. Jungen in FDJ-Hemden tauschten schnelle Blicke aus.

Was soll ich denen nun von mir sagen? fragte sich der Junge. Oder setze ich mich einfach auf einen freien Platz? Soll ich zum Lehrer vorgehen und . . .

Herr Starke löste diese Probleme für ihn. Er kam von seinem Pult herunter, reichte ihm die Hand und sagte: „Du mußt Peter Gottfried sein, nicht wahr?“

„Ja.“

„Wir freuen uns, daß du in unsere Klasse kommst.“

Dieser Lehrer hatte ein wunderbares Lächeln! Man fühlte sich gleich wie zu Hause. Er sah auch gut aus. An den Schläfen war sein Haar schon ein wenig ergraut, und auf der rechten Wange leuchtete eine breite rote Narbe. Seine Augen blickten freundlich.

„Danke schön“, sagte Peter.

„Dein Platz ist hier, neben Richard Kleiner.“

Peter setzte sich und öffnete seine Mappe, um eines der neuen Hefte herauszunehmen, die er am Morgen gekauft hatte. Jemand reichte ihm von hinten ein Lehrbuch zu:

„Die Bedeutung des Sozialismus“. Peter hatte es schon in der Kronberger Schülerbücherei gesehen.

„Wir sind in unserer Klasse für lebhafte Teilnahme und Diskussion, Gottfried“, erklärte ihm Herr Starke. „An deinem ersten Tag brauchst du freilich nur zuzuhören, doch wenn du etwas zu sagen hast, dann tu es ruhig. Aber bitte keine Predigten!“ Alle lachten, und Peter wurde verlegen.

Bei Herrn Starke war es schwierig, einfach abzuschalten. Er ging während seines Vortrages lebhaft zwischen den Bänken auf und ab und rief unvermittelt den einen oder andern Schüler auf . . . Peter überraschte sich dabei, daß er gegen seinen Willen zuhörte.



Der Pfarrerssohn war entschlossen, sich abzukapseln. Längst hatte er sich daran gewöhnt, einfach abzuschalten und die Pfeile und Haken der kommunistischen Lehre an sich abprallen zu lassen. Er hatte die gleichen Worte und Wendungen schon so oft gehört, daß er sie längst auswendig kannte. Dadurch war er ziemlich gesichert, und er geriet nur dann in Schwierigkeiten, wenn er eine völlig sinnlose Antwort gab, weil er die Frage nicht richtig gehört hatte.

Aber bei Herrn Starke war es schwierig, einfach abzuschalten. Er ging während seines Vortrags lebhaft zwischen den Bänken auf und ab und rief unvermittelt den einen oder andern Schüler auf. Die Mädchen und Jungen waren begeistert bei der Sache. Sobald der Lehrer eine Frage stellte, schossen sofort fünf oder sechs Arme in die Höhe, und das Fingerschnalzen ließ erst nach, wenn jemand für die Antwort ausgewählt war. Peter überraschte sich dabei, daß er gegen seinen Willen zuhörte.

Bis jetzt war es recht interessant gewesen.

Nun nahm Herr Starke einen Zeigestock und trat an ein Modell von Osterstadt, das auf einem Tisch vor der Klasse stand.

„Osterstadt sah schon im Mittelalter ganz reizend aus“, erklärte er. „Trotzdem habt ihr auf diesem Modell, das ihr mit soviel Sorgfalt aufgebaut habt, ein paar Kleinigkeiten vergessen. Was darauf nicht zu sehen ist, sind die mit Schmutz und Kehricht und Krankheit gepflasterten Straßen, sowie der Aberglaube und die Armut hinter den Fassaden der malerischen Häuser.“

Er ging den Mittelgang entlang.

„Vergeßt nicht: es war das Zeitalter des Feudalismus, der auch heute noch in manchen Teilen der Welt herrscht. Und wo er herrscht, da gibt es auch ein paar äußere Merkmale, über die wir ja schon in der letzten Stunde gesprochen haben. Was war zum Beispiel das hervorstechendste Bauwerk einer Stadt?“

Viele meldeten sich. Der Lehrer wies mit dem Zeigestab auf einen Jungen, der aufstand und wie aus der Pistole geschossen rief: „Die Kirche!“

„Stimmt. Und jetzt möchte ich hören, was ihr über die Einteilung der damaligen Gesellschaft wißt.“

Wieder gingen viele Arme in die Höhe.

„Sie bestand aus drei Klassen: Kirche, Adel und Bauern.“

Maria Kaufer, ein Mädchen in der FDJ-Bluse, erntete ein anerkennendes Lächeln ihres Lehrers.

„Gut. Und was für Funktionen hatten sie jeweils inne? Wie wär's, wenn du uns das sagen würdest, Richard?“

Peters Nachbar war von der Frage überrascht worden. Er stand langsam auf und stammelte: „Also ich, ich denke . . . äh . . .“

„Das wirst auch du noch lernen, Kleiner. Nimm mal dein Buch und lies vor, was du auf Seite 127 im zweiten Absatz findest.“

Der Junge gehorchte. „Die Kirche war da zum Beten, der Adel zur Verteidigung, und die Bauern hatten zu arbeiten.“

„Lesen kannst du recht gut.“

Die Klasse kicherte.

Herr Starke wollte auf etwas Bestimmtes hinaus. Er ging zur Wandtafel und klappte die Flügel auseinander. Peter fuhr zusammen, als er las:

Volksverräter:

Luther

Fugger

Fürsten.

Für den Sohn eines evangelischen Pfarrers war Luther selbstverständlich ein Held. Die Schriften des Reformators standen zu Hause: die theologischen Werke, die Lieder und der Katechismus, den Peter so gut gelernt hatte.

„Die Kirche und das reaktionäre Lager standen von jeher in Verbindung“, behauptete Herr Starke. Peter, der gerade in sein Buch geschaut hatte, hob den Blick und sah, daß sein Lehrer ihn beobachtete, ehe er sich zur anderen Seite der Klasse wandte und fragte: „Wer kann mir das näher erläutern?“

Nur wenige Hände wurden gehoben.

„Dehmert?“

Peters Hintermann stand auf. Es war ein rothaariger Junge in FDJ-Uniform, und seinen Namen hatte Peter vorhin beim Schulleiter gehört. Das war also der Gruppenleiter.

„Der Beweis sind die Bauernkriege.“

„Ein treffendes Beispiel.“ Der Lehrer nahm ein Stück Kreide und schrieb an die Wandtafel: ‚1521 - 1525‘. „Ihr wißt, daß Martin Luther sich mit den Fürsten verbündete, denen das Land gehörte. Warum?“

Peter war es unbehaglich zumute. Er hörte kaum die auswendig gelernte Antwort eines Mädchens: „Um die Hoffnungen der geknechteten Massen zu verraten, die sich befreien wollten vom - äh, vom feudalistischen Joch.“

Die Stunde war vorüber. Während die Schüler hinausgingen, wurde Peter beim Namen gerufen.

„Peter Gottfried! Ich möchte noch mit dir reden!“

Der Junge blieb stehen und ließ die Mitschüler vorbei.

„Na, Gottfried“, sagte Herr Starke und räusperte sich. „Ich hoffe, du wirst hier auch so gut arbeiten, wie in deiner alten Schule. Aber in einem Fach mußt du wesentlich besser werden . . .“

„Gegenwartskunde, nehme ich an.“

Herr Starke nickte. „Hier bei uns legt man besonderen Wert auf den politischen Unterricht, Gottfried. Da wirst du dich etwas anstrengen müssen.“

„Ich werd's versuchen.“

„Wie ich aus deiner Beurteilung ersehen habe, interessierst du dich für Musik. Hast du die Absicht, einmal auf ein Konservatorium zu gehen?“

Peter strahlte. „O ja, das möchte ich.“

„Dann ist deine politische Vorbereitung sogar noch wichtiger. Niemand darf außerhalb der Gesellschaft stehen, und schon gar kein Lehrer, kein Künstler.“

Vielleicht versteht er meine besondere Lage nicht, dachte Peter. „Sie wissen doch“, sagte er, „mein Vater ist Pastor.“

„Na und? Das hat doch nichts mit deiner Zukunft zu tun? Die hängt ganz allein von dir ab.“

„Aber was ich hier lernen soll“, Peter nickte mit dem Kopf zur Wandtafel, „. . . ich meine, wie Sie die Dinge sehen, das mag richtig sein oder auch nicht. Aber mein Vater ist Pastor. Ich versuche, Christ zu sein, und was mein Vater mich gelehrt hat, daran glaube ich.“

„Dein Vater hat ein Recht auf seine Ansichten, Gottfried. Und ich bin überzeugt, daß er wirklich an die Dinge glaubt, die er dich gelehrt hat.“ Herr Starke stand auf und trat ans Fenster. Dann wandte er sich langsam um und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Die Zeiten ändern sich. Wenn du in die Welt hinausgehst, im Zeitalter der Atome und der Sputniks, wird kein Mensch danach fragen, ob du deinen Katechismus oder die Zehn Gebote oder die Märchen aus der Bibel kennst.“ Peter schaute zu Boden, der Lehrer trat näher an ihn heran, und sein Tonfall wurde sehr eindringlich. „Aber man wird dich fragen, ob du dich in der wahren Bedeutung der Wissenschaft und der Gesellschaft auskennst. Leben ist Fortschritt. Es handelt sich hier um historische Tatsachen“, er wies mit der Hand auf die Wandtafel. „Mit denen mußt du dich abfinden, mein Junge.“

Zu seiner Verabredung mit Professor Steffl kam Peter zu spät, denn es war ihm schwergefallen, den Musiksaal ganz oben unter dem Dach zu finden. Professor Steffl wirkte wie ein Überbleibsel aus einem längst vergangenen Deutschland. Er war beleibt und recht schwerfällig, die matten Augen und die herabhängenden Bartenden verliehen ihm ein immer trauriges Aussehen. Doch Peter hörte viel Wärme und Herzlichkeit aus seiner Stimme heraus und fühlte, daß sich mit diesem Mann gut auskommen ließ.

„Ich weiß nicht, was hier in Osterstadt alles los ist, aber ich weiß, daß wir nur wenige Schüler haben, die sich im Klavierspiel auszeichnen“, erklärte der Musiklehrer. „Wenn ich also einen neuen Schüler bekomme, von dem behauptet wird, er sei ein ausgezeichneter Pianist, dann freut mich das aufrichtig.“ Professor Steffl lächelte Peter traurig an.

„Ich liebe die Musik sehr und gebe mir alle Mühe, regelmäßig zu üben. Jetzt bin ich freilich durch unseren Umzug von Kronberg nach Osterstadt kaum dazu gekommen.“

„Wer war dein Lehrer in Kronberg?“

Peter erklärte, daß er bisher niemals einen anderen Lehrer als seine Mutter gehabt habe, die eine ausgezeichnete Pianistin sei und in Leipzig studiert habe. Professor Steffl schien erleichtert zu sein; denn wenn er selbst auch Klavierunterricht für Anfänger erteilen konnte, so traute er sich doch nicht zu, einen fortgeschrittenen Schüler zu unterrichten.

„Würdest du mir mal etwas vorspielen, Gottfried?“

Als Peter zögerte, setzte der Professor hinzu: „Nein, nein, das soll beileibe kein Examen sein. Es würde mir nur einfach Freude machen, wenn du mir etwas vorspielen wolltest. Irgend etwas, was dir gerade in den Sinn kommt, ja?“

Peter setzte sich und spielte Bach, und als er geendet hatte, blieb der Musiklehrer eine Weile stumm mit geschlossenen Augen sitzen, als lausche er noch der Musik nach. Dann stand er auf und trat neben Peter. „Das war sehr, sehr schön“, sagte er. „Ich freue mich, daß du auf unsere Schule gekommen bist.“

Peter ging über den Schulhof zu den Fahrradständern, klemmte seine Mappe unter den Gepäckträger und fuhr nach Hause.

„Gottfried! Gottfried!“ Der Junge schaute über die Schulter zurück, um zu sehen, wer ihn in seinen Gedanken störte. Als er einen rothaarigen Jungen hinter sich sah, verlangsamte er die Fahrt, und der andere holte auf. Es war Dehmert, der Gruppenleiter der FDJ, ihm folgten noch vier oder fünf andere Jungen, die langsam auf ihren Rädern näherkamen.

„Peter, wir haben gerade eine große Mitgliederwerbung für unsere FDJ-Gruppe. Wir hätten dich gern dabei. Es wäre prima für unsere Quote, wenn du dich einschreiben würdest.“

Peter wollte sich in kein langes Gespräch einlassen, also lachte er. „Danke, aber das ist verlorene Liebesmüh’! Du weißt doch schließlich, wer ich bin!“

Dehmert stieß noch einmal nach. „Ach Quatsch! Leb dein eigenes Leben! Du versäumst doch ’ne Menge!“

Damit hatte Dehmert einen wunden Punkt berührt. Freilich wollte Peter gern ‚sein eigenes Leben leben‘. Aber das Angebot konnte ihn doch nicht reizen. Er zuckte die Schultern und sagte: „Das ist schon möglich.“ Offensichtlich war die Frage damit für ihn erledigt.

Dehmert warf beleidigt den Kopf zurück, als er rasch davon radelte, und sein rotes Haar leuchtete in der Sonne. Peter sah ihm nach. Gleich darauf merkte er, wie sich

andere FDJler auf ihren Fahrrädern rechts und links neben ihn schoben. Soll ich mich aus dem Staub machen, überlegte er, oder soll ich mit ihnen eine Unterhaltung anfangen, oder fahre ich am besten langsamer und lasse sie vorüber?

Er entschied sich für die dritte Möglichkeit, und drei oder vier von ihnen überholten ihn, und radelten dann immer knapp vor ihm hin und her. Plötzlich fuhr ein großer Junge von hinten an ihn heran, beugte sich boshaft grinsend herab, riß Peters Mappe vom Gepäckständer und schleuderte sie über das Pflaster. Peter stieg ab und sah von der Straßenmitte aus zu, wie die andern davonfuhren.

Zwei Mädchen kamen hinter ihm die Straße herauf und waren Zeugen des Vorfalls geworden. Eins von ihnen lief hin, hob Peters Mappe auf und trug sie lächelnd zu ihm hinüber. „Mach dir nichts draus! Sie mußten eben den neuen Jungen auf ihre Art in der Stadt begrüßen.“

„Danke schön“, sagte Peter und nahm dem Mädchen die Tasche ab. „Du bist Anneliese Zingler, nicht wahr?“ Er hatte den Namen in der Klasse gehört und sofort behalten, denn sie war ein hübsches Mädchen und hatte ihn so freundlich angelächelt, als er zum erstenmal in die Klasse kam.

„Ja, und das ist Hildegard Marschall.“

Gemeinsam gingen sie den Hügel zur Kirche und zum Pfarrhaus hinauf. Unter gewöhnlichen Umständen wäre Peter wohl ein wenig schüchtern gewesen und hätte nicht so schnell Mädchenbekanntschaften geschlossen; aber diese beiden hatten ihn in einer unangenehmen und peinlichen Lage gesehen und ihm ihre Hilfe und Freundschaft im richtigen Moment angeboten. Ihn überraschte es selbst, daß er ihnen gegenüber viel lebhafter und fröhlicher war, als sonst in solchen Fällen.

Frau Gottfried stand am Fenster und traute ihren Augen nicht: Peter kam mit zwei Mädchen den Hügel her-



„Du bist Anneliese Zingler, nicht wahr?“ Er hatte den Namen in der Klasse gehört und sofort behalten, denn sie war ein hübsches Mädchen und hatte ihn so freundlich angelächelt.

auf und war offensichtlich viel lebhafter als sonst. Ganz begeistert schien er zu sein, und das gefiel seiner Mutter. In Kronberg hatte Peter sich nicht viel um Mädchen gekümmert. Vielleicht wird das hier anders, dachte sie, und in seinem Alter wäre das auch ganz normal. Zugleich aber war ihr bewußt, daß damit auch der Tag immer näher rückte, an dem er nicht mehr bei ihr sein würde. Frau Gottfried erinnerte sich, daß sie die beiden Mädchen bei der Begrüßungsfeier gesehen hatte. Das blonde, hübsche Ding hatte den Chor geleitet. Hieß sie nicht Anneliese? Ja,

Anneliese Zingler. Und die Dunkelhaarige? Sie wollte Peter danach fragen.

Der Junge trat ins Haus und rief: „Mutter!“

„Hier draußen bin ich, auf der Veranda.“

Peter nahm einen Keks aus der Brotbüchse und ging dann hinaus zu seiner Mutter.

„Wo ist Vater?“

„Mit Herrn Kraus unterwegs. Sie besuchen die Kirchenältesten, um die erste Sitzung zu verabreden.“

„Du, Mutter, vorhin habe ich Professor Steffl vorgespielt, und es scheint ihm sehr gefallen zu haben. Er ist unser Musiklehrer, weißt du.“

„Aber Peter! Du bist doch ganz aus der Übung! Ist es denn gut gegangen?“

„Ja, ich bin keinmal stecken geblieben. Du weißt doch, die Bach-Invention.“ Er sang ihr das Thema vor. „Vielleicht sollte ich jetzt gleich üben, solange ich noch in Stimmung bin.“

Er ging hinein und setzte sich an den Flügel.

3

Herr Kraus hatte vorgeschlagen, gemeinsam mit dem Pastor möglichst viele Kirchenratsmitglieder zu besuchen, und Friedrich Gottfried hatte zugestimmt. So konnte er gut die notwendige Sitzung vorbereiten und zugleich eine erste Verbindung zu den Familien aufnehmen.

Zuerst gingen sie zur Familie Dörfel, die auch bei der Begrüßung zugegen gewesen war.

Herr Dörfel öffnete in Hemdsärmeln die Tür und bat sie näherzutreten. Wieder fiel es Pastor Gottfried auf, daß dem Mann ein Arm fehlte. Seine Frau gebe gerade Klavierunterricht im Nebenzimmer, erklärte Herr Dörfel, aber die Stunde müsse in wenigen Minuten vorüber sein.

„Früher war Frau Dörfel unsere Organistin“, berichtete Herr Kraus.

„Ja, und wie ich hörte, sind Ihnen daraus allerlei Probleme erwachsen“, sagte der Pfarrer zum Hausherrn.

Bei dem Wort ‚Probleme‘ schien sich Dörfel plötzlich unbehaglich zu fühlen. Er sah sich argwöhnisch um und ging dann zum Radioapparat hinüber und stellte ihn recht laut ein. Mit dem Daumen wies er auf den Flur, der an die Nachbarwohnung stieß.

„Nebenan hat man lange Ohren. So sind wir mehr unter uns.“

Frau Dörfel ließ ihre Schülerin weiterüben, während

sie hereinkam, um Pfarrer und Küster zu begrüßen. Sie war eine stattliche Frau mit dunklen, tiefliegenden Augen und trug ihr Haar zu zwei Rollen hochgekämmt auf dem Kopf.

„Sie können sich gar nicht vorstellen, was es für uns bedeutet, wieder einen Pastor bei uns zu haben. Herr Pfarrer Tritschler hat uns oft besucht. Ich mache Ihnen schnell eine Tasse Tee, ja?“

„O, das ist sehr freundlich von Ihnen“, antwortete der Pastor ohne zu zögern, denn die kleine Bewirtung wurde mit echter Herzlichkeit angeboten.

„Sie wissen vermutlich, daß ich früher in der Kirche die Orgel gespielt habe, Herr Pastor?“

„Ja, ich habe es gehört. Und warum tun Sie es nicht mehr?“

„Achtzehn Jahre lang war ich Organistin an dieser Kirche. Es ist uns einmal sehr gut gegangen, meinem Mann und mir. Er bekam seine Pension, und ich gab Klavierstunden. Als ich meine Unterrichtsgenehmigung erneuern lassen mußte, hieß es plötzlich: Entweder Sie geben das Orgelspielen beim Gottesdienst auf, oder Sie unterrichten nicht mehr!“

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Jetzt gilt das also auch schon für Privatlehrer. In Kronberg haben sie alle Behördenangestellten vor die Wahl gestellt, entweder aus der Kirche auszutreten, oder ihre Arbeitsplätze zu verlieren.“

„Es fiel mir sehr schwer, die Orgel aufzugeben, aber ich muß wohl dankbar sein, daß sie mich nicht gezwungen haben, aus der Kirche auszutreten.“

Herr Kraus meinte, sie sollten nun zum Hof des Bauern Kesselmaier hinausradeln, der ein Stück außerhalb der Stadt lag. Gottfried freute sich, bei dieser Gelegenheit die

Stadt besser kennenzulernen und stellte fest, daß Osterstadt wirklich sehr schön war.

Als sie sich am Stadtrand dem Friedhof näherten, drang Blasmusik über die Hecke. Die beiden stiegen ab und schoben die Räder bis an eine Stelle, wo sie hinüberschauen und sehen konnten, was dort vor sich ging. Ein Bläserquartett spielte lustlos eine Trauerweise, Leidtragende umstanden ein blumengeschmücktes, offenes Grab. Ein wenig erhöht stand ein bärtiger Mann, der fast wie ein neuer Lenin aussah, und hielt seine Hände feierlich gefaltet.

Als der Küster die Neugier des Pastors bemerkte, erklärte er: „Da wird Richard Neuberger beerdigt. Er hat fünfundzwanzig Jahre lang in der Maschinenfabrik als Dreher gearbeitet.“

Also haben sie auch hier sozialistische Trauerfeiern, dachte der Pfarrer. Die Musik endete, und der Funktionär begann seine Ansprache.

„Liebe Freunde und Genossen! Wie können wir unseren verstorbenen Freund am besten ehren? Gewiß nicht durch ein vergebliches sinnloses Hoffen auf ein Wiedersehen in einer sagenhaften anderen Welt, sondern allein durch noch stärkere Hingabe an die irdischen Ziele, für die er gekämpft hat.“

Der Pfarrer schloß die Augen und hörte den Redner weitersprechen: „Denn es gibt keine andere Welt als unsere - und kein anderes Leben als hier!“

„Die Witwe wollte gern, daß Sie ihn beerdigen“, sagte Herr Kraus, „aber das Betriebskomitee hat sie unter Druck gesetzt.“

Der Pfarrer nickte. „Ich verstehe. Nun, dann will ich mal sehen, daß ich sie bald besuchen kann. Vielleicht morgen.“

„Pastor Tritschler hat sich gegen derlei Grabreden zu wehren versucht, aber es hat ihm nicht viel eingebracht -, höchstens noch mehr Scherereien.“

„Leider war es in Kronberg nicht viel anders“, berichtete Gottfried, während sie weiterfuhren. „Eigentlich sollte ich mich inzwischen daran gewöhnt haben, aber ich glaube, das wird mir nie gelingen.“

Der Tag war ziemlich kühl und gerade richtig zum Radfahren. In Osterstadt gab es nicht viele Autos. Sie waren viel zu teuer, die Zulassung mit vielen Schwierigkeiten verbunden, das Benzin knapp und für normale Sterbliche viel zu kostspielig. Deshalb war die Landstraße kaum belebt. Nur ein paar Motorräder heulten und knatterten an den Radfahrern vorüber.

Als sie in den Feldweg einbogen, der zu Kesselmaiers Hof führte, tönte ihnen aus einem Lautsprecher überlaute Marschmusik entgegen. War denn in der Nähe von Osterstadt heute etwas los? Eine Kundgebung? Ein Zirkus? Gleich neben der Hofeinfahrt stießen sie auf die Lärmquelle.

Dort parkte ein Lastwagen, an dessen Tür ‚LPG Osterstadt‘ stand. Der Wagen war mit grellen Fahnen und großen fröhlichen Papptieren geschmückt, die auf Plakate wiesen: ‚Für eine glückliche Zukunft!‘ Zwei starke Lautsprecher waren auf das Fahrerhaus montiert worden. Eine große Karikatur mit der Überschrift ‚Der Großbauer‘ stand dahinter, und darüber war zu lesen: ‚Eigener Mist ist Goldes wert!‘

Was wollte man wohl mit einer derart lächerlichen Propaganda erreichen? Der Pfarrer wußte, daß die Kollektivierung der kleinen bäuerlichen Betriebe der Regierung zu langsam ging. Auch in Kronberg hatte man auf eine beschleunigte Kollektivierung gedrängt, aber solche grobschlächtigen Methoden hatte Friedrich Gottfried noch nirgends gesehen.

Während die beiden Männer über den Hof gingen, dröhnte ihnen eine Stimme aus den Lautsprechern nach: „Bauern der Deutschen Demokratischen Republik! Unsere



Was wollte man wohl mit einer derart lächerlichen Propaganda erreichen? Solche grobschlächtigen Methoden hatte Friedrich Gottfried noch nirgends gesehen.

neue Gesellschaftsordnung verlangt die totale Mobilmachung aller Kräfte zum Wohle des Volkes. Der Bauer kann dem ganzen Volk einen hervorragenden Beitrag dadurch leisten, daß er sich den Kollegen der Landwirtschaftlichen Produktions-Genossenschaften anschließt. Die Tage der bäuerlichen Einzelwirtschaft sind längst vorbei! Landwirtschaft ist Industrie! Das Volk braucht Produktion: wie mit Kohle - so mit dem Getreide . . .“

Hans Kesselmaier und seine Frau hatten die Besucher kommen sehen und traten vor die Tür, um sie zu begrüßen. Beide sahen übernünftig und verhärtet aus. Die ständige Störung machte sich bemerkbar.

„Wie lange geht das schon so?“ fragte der Pfarrer.

Hans Kesselmaier kaute am Mundstück seiner Pfeife. Er schüttelte den Kopf und antwortete voller Groll: „Seit einer Woche. Tag und Nacht. Nachts stellen sie große Scheinwerfer an und machen die Kühe wild.“

Über den Zaun blickten sie zum Lastwagen hinüber, aus dessen Lautsprechern nun wieder Marschmusik dröhnte. Verstörte Kühe brüllten laut ihre Meinung zurück. Ein Hund bellte. Er stand vor der Scheune, in deren Querbalken eingeschnitzt war: „Erbaut mit Gottes Segen von Klaus Kesselmaier — 1557“.

„Wie können Sie bei diesem Lärm schlafen?“ erkundigte sich der Pastor.

„Wir schlafen nicht“, erwiderte der Bauer mit einer Stimme voller Müdigkeit und Abscheu. „Aber das ist es nicht, was uns stört. Uns stört, daß wir uns von irgendeinem Parteibonzen sagen lassen müssen, was wir tun sollen und was wir anzubauen haben und zu welchem Zeitpunkt, und wie wir den Hof zu bewirtschaften haben, auf dem ich seit kleinauf lebe, um dann als Sklaven auf unserm Grund und Boden zu sterben. Nein! Das geht zu weit. Darauf sind sie aus . . .“ Mit einer weiten Armbewegung umfaßte er seinen ganzen Besitz. „Sie sollen alles haben. Aber nicht, solange ich lebe.“

Bevor sie wieder aufbrachen, sagte Gottfried: „Ich hoffe, ich sehe Sie heute abend bei der Versammlung?“

„Ich werde da sein“, versicherte der Bauer.

Die Zeit reichte nur noch für kurze Besuche in einigen Wohnungen und Werkstätten. Herr Kraus führte seinen Pastor in das kleine Zimmer, in dem der weißbärtige Jakob Hörst lebte. Von ihm erwartete keiner mehr, daß

er eigene Gedanken zu den Beratungen beitrüge, doch er wurde als Kirchenältester immer zu den Versammlungen des Gemeinderates eingeladen. Sie gingen auch noch schnell in die Druckerei, in der Hildegards Vater, Herr Marschall, arbeitete, und sie besuchten den Friseur Müller, der sich Zeit für ein paar Scherze ließ, obwohl einige Kunden warteten.

Es war ein langer und für Friedrich Gottfried in mancher Hinsicht entmutigender Tag gewesen. Auf der andern Seite war es aber auch gut zu wissen, daß diese Menschen eine festgefügte Gruppe bildeten, die sich alle Mühe gab, den Unterdrückungsmaßnahmen des Staates gegen Freiheit und Glauben zu widerstehen.

Als er die Seitentür des Pfarrhauses erreichte, hörte er Peter üben. Maria kam zur Tür und wischte die Hände an der Schürze ab.

„Friedrich, eine Frau und drei Männer sitzen da drinnen und warten auf dich.“

„Was wollen sie denn?“

„Ich weiß nicht. Die sagen nichts. Sie sehen wie Arbeiter aus, und einer trägt das Parteiabzeichen am Rock. Hoffentlich war es richtig, daß ich sie warten ließ? Sie baten darum.“

Eilig ging Gottfried die Treppe hinauf. Zuerst hatte sich der Polizeiinspektor, dann der Parteisekretär bei ihm eingeführt. Vielleicht hat Herr Rettmann hier seine Hand im Spiel, dachte er.

In seinem Arbeitszimmer stellte sich ein jungenhafter Arbeiter mit rundem Gesicht als Richard Kleiner vor. Er sei der Sprecher des politischen Ausschusses der VEB Maschinenfabrik Osterstadt. Dann nannte er auch die Namen seiner Begleiter: Genosse Hardleben, Genossin Nageler — eine recht anziehende Vierzigerin —, und Genosse Zing-

ler. Zingler? Konnte das der Mann der Frau Zingler sein, die sich um die kleine Begrüßungsfeier gekümmert hatte? Der Pfarrer sah den Mann genauer an.

„Und was kann ich für Sie tun?“

Mit selbstbewußter Würde erklärte der Sprecher: „Wir wollen Ihnen die Ehre zuteil werden lassen, daß sie als erster unseren Protest gegen die Wasserstoffbombe unterschreiben. Die ganze Nation unterschreibt.“ Er überreichte den Aufruf in einem schwarzen Hefter. Der Pfarrer trat damit ans Fenster, um besser lesen zu können. Es war nicht das erstemal, daß man ihn aufforderte, einen Aufruf zu unterzeichnen.

Er sah sich die Abordnung noch einmal an und begegnete dem prüfenden Blick des Herrn Zingler. Die Frau lauschte auf Peters Klavierspiel, das von unten deutlich heraufdrang. Der Sprecher schien darüber nachzudenken, was er als nächstes zu sagen hatte. Dann fragte er recht laut, um die Klaviermusik zu übertönen: „Sie sind doch gegen die Wasserstoffbombe, nicht wahr?“

„Gewiß“, stimmte der Pastor zu. Er hatte nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß er hoffte, diese Gefahr könnte von der Erde verbannt werden, ehe sie die Welt vernichtete. Peters Spiel wurde lauter, und der Pastor schloß die Tür.

„Also, ich krieg' meinen Jungen nicht dazu, auch nur eine Note zu spielen“, seufzte Genossin Nageler.

Friedrich Gottfried las weiter in dem Aufruf:

„Wir, die unterzeichneten Friedensfreunde, verdammen hiermit den Gebrauch der Wasserstoffbombe als Mittel der modernen Kriegsführung und verurteilen die Politik der NATO-Staaten, die mit nuklearen Waffen die Staaten des sozialistischen Lagers bedrohen und die Zerstörungswaffen den faschistischen Elementen des westlichen Kapitalismus in die Hände geben . . .“

„Sie werden doch unterzeichnen?“ fragte der Sprecher.

„Ich finde nichts, womit ich nicht einverstanden wäre. Ein paar andere Formulierungen vielleicht . . .“

Zum erstenmal mischte sich Herr Zingler ein. „Der Sinn ist wichtig, nicht die Worte.“

„Aber in meiner Position“, erklärte der Pfarrer, „habe ich nicht nur den Sinn, sondern auch die Quelle zu berücksichtigen. Dies ist eine politische Angelegenheit. Und da mir von behördlicher Seite wiederholt klargemacht worden ist, daß sich die Kirche unter keinen Umständen in politische Dinge zu mischen hat . . .“

„Aber ist es nicht die Aufgabe eines Pfarrers, gegen Krieg und Vernichtung zu kämpfen?“ wandte Genosse Hardleben ein.

„Ja, aber auf seine Art. Außerdem bin ich nicht entzückt von dem Gedanken, morgen in der Zeitung zu lesen: ‚Pastor Gottfried unterschreibt als erster den Atomprotest der Partei.‘“

„Aber sowas würden wir niemals tun!“ wandte der Sprecher ein.

„Sie persönlich wohl nicht“, erwiderte Gottfried und gab den Aufruf zurück.

Herr Zingler stand auf. „Dann entschuldigen Sie, bitte, daß wir Sie gestört haben, Herr Pastor“, sagte er und ging vor den anderen hinaus.

Am Abend kamen die Kirchenältesten einer nach dem anderen ins Pfarrhaus. Sie versammelten sich im Wohnzimmer, wo Frau Gottfried inzwischen den Teppich gelegt, ihre Lieblingsbilder an die Wände gehängt und genügend Stühle um den Tisch gestellt hatte. Die Gäste sollten ruhig rauchen, sagte Pastor Gottfried, wenn er selbst es auch nicht tue.

Zunächst kam eine angenehme Unterhaltung in Gang, bei der man sich ein wenig näherkam. Es zeigte sich,

daß Herr Müller, der Friseur, eine flinke Zunge besaß, und alle schnell zum Lachen zu bringen wußte. Selbst Kesselmaier lachte. Der Buchdrucker Marschall erwähnte, daß seine Tochter in derselben Klasse sei wie Peter. Herr Dörfel sagte gar nichts, hörte aber allen aufmerksam zu.

„Heute hatte ich Besuch“, erzählte der Pastor endlich, als das Gespräch allmählich auf kirchliche Dinge kam. Dann berichtete er von seinem Gespräch mit dem politischen Ausschuß der Maschinenfabrik.

„Wenn Sie unterzeichnet hätten, wären die in Ohnmacht gefallen. Die haben nie erwartet, daß Sie unterschreiben würden“, sagte der Friseur.

Kesselmaier wandte sich bedächtig dem Pfarrer zu und sagte: „Rettmann wollte Sie nur auf die Probe stellen, weiter nichts.“

„Was hat Rettmann damit zu tun?“

Herr Müller lachte, „Das werden Sie bald merken, Herr Pastor. Wenn es Rettmann irgendwo juckt, dann kratzt sich ganz Osterstadt. Der hält hier alle Fäden in der Hand.“

„Das kann man wohl sagen“, bestätigte Kesselmaier.

Die Kirchenältesten hatten den Pastor in seiner Meinung bestärkt. Er wollte ihnen gerade von den Erfahrungen erzählen, die er schon mit in Moskau geschulten Parteifunktionären gesammelt hatte, als Peter hereingestürzt kam und rief: „Vater! Komm schnell!“

Sofort sprang Friedrich Gottfried auf und lief seinem Jungen nach. Die Männer des Kirchrats folgten ihnen. Draußen waren Schritte zu hören. Peter hielt Ausschau, ob er noch jemand entdecken konnte und wies dann auf den Bürgersteig vor dem Pfarrhaus.

„Ich hab die Jungen gesehen, wie sie die Straße ’runtergerannt sind!“ erklärte er atemlos.

Alle sahen es: Auf dem Bürgersteig lagen ein leerer Farbtopf und ein Pinsel. Daneben waren die groben

Umrisse einer H-Bombe zu sehen und darunter das Wort: „Kriegshetzer!“

„Peter! Hol mal einen Eimer und ein Scheuertuch“, befahl der Vater ruhig, und Peter ging ins Haus.

Der Drucker stieß mit dem Fuß gegen den Farbtopf, der über das Pflaster schepperte. „Die Farbe hätten wir so gut für unseren Gemeinderaum gebrauchen können“, sagte er ruhig.

Dörfel umkrampfte wieder seinen leeren Jackenärmel und meinte: „Dazu hat sie Rettmann angestiftet.“

Der Friseur schüttelte den Kopf. „Das brauchte er gar nicht“, sagte er. „Die lernen doch von morgens bis abends nichts anderes.“

Alle sahen den Pastor an.

„Wie es in unserer Nationalhymne gesungen wird“, sagte der bedrückt. „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt . . . Schöne Worte!“

4

Professor Steffl hatte Peter gebeten, ein paar Noten mitzubringen, die er gut spielen konnte, und als Peter jetzt in den Musiksaal trat und zum Flügel ging, hatte er etwas von Mozart, Brahms und Chopin ausgesucht. Der Lehrer schien sich wirklich für die Fähigkeiten seines neuen Schülers zu interessieren, und es gefiel dem Jungen, daß der Professor sich so sehr mit ihm beschäftigte.

Er begann mit ein paar Fingerübungen, und da er sich ganz auf sein Spiel konzentrierte, bemerkte er nicht, daß zwei Mädchen eintraten und lauschend an der Tür stehenblieben. Anneliese Zingler und Hildegard Marschall waren eng befreundet, und beiden gefiel Peter. Daß er der Sohn des Pfarrers war, konnte ihr Interesse nur verstärken, denn beide gehörten zur Kirche und fühlten sich den Mitgliedern ihrer Gemeinde besonders verbunden.

Peter blickte auf und sah die Mädchen. Er unterbrach sein Spiel und sagte: „Kommt doch herein! Außer mir ist niemand hier. Ich warte auf Professor Steffl.“

Anneliese war ein wenig verlegen, aber sie kam mit der Freundin zum Klavier. „Spiel doch noch etwas; es klingt wunderbar.“

„Ach, das war doch bloßes Geklimper. Einfache Fingerübungen. Ich muß mich gerade auf das Vorspielen vorbereiten.“

„Spiel trotzdem weiter. Irgend etwas“, bat Anneliese.

Peter machte es Spaß, daß sein Spiel so gewürdigt wurde, und es war ein wohliges Gefühl, vor zwei bewundernden Mädchen musizieren zu können. Er suchte einen Band Mozart aus seinem Notenstapel und fing an, die As-Dur-Sonate zu spielen.

Dann trat Professor Steffl ein, Peter unterbrach sein Spiel und begrüßte den Lehrer.

„Guten Morgen, Peter. Morgen, Mädchen. Aber die jungen Damen müssen uns jetzt entschuldigen, wir haben zu arbeiten.“

Anneliese und Hildegard huschten errötend hinaus.

Der Musiklehrer wollte drei oder vier von Peters Lieblingsstücken kennenlernen. Peter suchte von jedem Komponisten eines heraus, das er bestimmt gut spielen konnte, und der Professor schrieb die Titel in sein Notizbuch. Dann zog er die Stoppuhr aus der Tasche und bat Peter, jedes der drei Stücke vorzuspielen. Während der Junge sich ganz in seine Musik verlor, ging der Lehrer mit der Stoppuhr in der Hand auf und ab und vermerkte die genaue Spielzeit für jedes Stück. Dann sagte er: „Die Chopin-Ballade ist gerade richtig und hat auch die gewünschte Länge. Die wirst du morgen in der Fabrik spielen.“

„In der Fabrik? Wieso?“ fragte Peter.

„Weißt du denn nicht, daß wir morgen die Maschinenfabrik besuchen?“

„Ja, ich weiß, daß unsere Klasse hingeht. Aber was hat das mit meinem Chopin zu tun?“

„Ganz einfach, mein Junge. Die Arbeiter der VEB Maschinenfabrik zeigen uns morgen ihre Arbeitsplätze, und wir bieten ihnen dafür ein Unterhaltungsprogramm. Du

wirst nicht allein auftreten. Das ist doch eine schöne Gelegenheit, dein Können zu zeigen, Gottfried.“

„Aber ich brauche noch viel Zeit, um die drei Stücke gut zu üben, und ich habe noch nie öffentlich gespielt.“

Professor Steffl lächelte. „Die Leute sind ja keine Musikkritiker, sondern Fabrikarbeiter. Ihnen wird's schon gefallen; da mach dir nur keine Sorgen!“

Peter liebte das Klavierspiel, aber der Rahmen, in dem er morgen auftreten sollte, beunruhigte ihn . . . Der Vater würde wissen wollen, ob im Programm irgend etwas Politisches vorkäme.



Die Aufgabe reizte Peter, aber er fürchtete sie auch. Er liebte das Klavierspiel, aber der Rahmen, in dem er morgen auftreten sollte, beunruhigte ihn. Seine Mutter würde entsetzt sein, wenn sie hörte, daß er die Chopin-Ballade ohne vorheriges Üben öffentlich spielen wollte. Und der Vater würde wissen wollen, ob im Programm irgend etwas Politisches vorkäme.

Als er aus dem Musiksaal trat, sah er Anneliese allein im Flur stehen und lesen. Sie hatte auf ihn gewartet.

„Hallo, Anneliese!“

Das Mädchen blickte lächelnd auf. „Na, wie ging's?“

Peter hob die Schultern. Anneliese ging neben ihm zur Schule hinaus. „Hat es Professor Steffl gefallen? Dein Vorspiel hat gewiß geklappt.“

„Ja und nein.“

„Du sprichst in Rätseln“, meinte das Mädchen, „ich komme nicht ganz mit.“ Dann wollte es offenbar das Thema wechseln und fragte: „Gehst du zu Fuß oder fährst du nach Hause?“

„Ich habe mein Rad dabei. Und du?“

„Ich laufe. Also dann, bis später, Peter!“

Der Junge hat das Bedürfnis, mit Anneliese zu sprechen. Sie sollte nicht glauben, er wollte geheimnisvoll tun. Die Aufgabe, die Professor Steffl ihm zugeordnet hatte, beunruhigte ihn noch immer, und er hätte gern gründlich darüber nachgedacht; darum sagte er: „Wenn du es nicht eilig hast, könnten wir uns vielleicht irgendwo in Ruhe unterhalten . . .“

„Ja, sehr gern! Und ich weiß auch den richtigen Platz dafür.“

Anneliese führte Peter zu einem ihrer Lieblingsplätze. Dabei erzählte sie ihm, daß sie hier unten am See immer anzutreffen sei, wenn sie nachdenken, lesen oder für sich allein sein wollte. Dicht am Wasser gab ein großer Baumstumpf einen herrlichen Sitzplatz ab, von dem aus man

die Natur bewundern konnte. Der See dehnte sich blau vor ihnen, am jenseitigen Ufer stand die Stadt malerisch gegen den Himmel, und der Kirchturm sah aus wie ein Wächter mit spitzem Helm.

Anneliese sprach über den Blick, den sie so besonders gern mochte, bis ihr plötzlich auffiel, daß Peter gar nicht zuhörte. Er stand direkt am Seeufer und warf gedankenlos Kieselsteine ins Wasser.

„Peter, was ist los mit dir?“

„Nichts“, antwortete er, ohne sie anzusehen.

„Aber du wolltest mir doch etwas erzählen.“

„Ach, warum soll ich dich damit belasten!“

Noch immer frohgelaunt, gab sie zurück: „Warum nicht? Ich bin doch deswegen hier! Und außerdem möchte ich es wissen.“

Sie ist wirklich nett, dachte Peter, wandte sich um und sah sie an. „Ach, es ist nichts besonderes, nur soll ich morgen in der Fabrik auf dem Klavier vorspielen.“

„Aber das ist doch wunderbar. Ich freue mich, daß man dich dazu aufgefordert hat.“

„Anneliese, das verstehst du nicht. Es ist wegen meines Vaters. Sicher wird da morgen allerlei Politisches dabei sein, und Vater wird alles genau wissen wollen. Aber ich kann ihm nichts sagen, weil ich nicht Bescheid weiß, da mir keiner was gesagt hat. Nie wird Vater das verstehen! Und jetzt weiß ich nicht, ob ich's ihm überhaupt sagen soll oder nicht.“

„Aber das muß du doch! Meinst du nicht, daß er es sowieso erfährt?“

„Ach, ich weiß nicht, was ich tun soll, Anneliese!“

Am nächsten Morgen saß Peter wortkarg am Frühstückstisch, entschuldigte sich, sobald er gegessen hatte, und ging in sein Zimmer hinauf. Dort nahm er das Cho-

pin-Album aus der Schultasche, legte sich auf das Bett und studierte die Noten. So lernte er oft seine Musik auswendig, nachdem seine Mutter ihm beigebracht hatte, Noten wie ein Buch zu lesen. Aber heute fiel es ihm schwer, sich zu sammeln. Am liebsten hätte er diesen Tag mit seinem Schulausflug zur Maschinenfabrik geschwänzt . . .

Zwei Lastwagen der Fabrik standen mittags auf dem Schulhof, als Peter und seine Klassenkameraden dort antraten. Die VEB Maschinenfabrik Osterstadt lag ein paar Kilometer außerhalb der Stadt, und die Besichtigung war auf Veranlassung des politischen Betriebs-Komitees zustande gekommen. Dabei sollten die Schüler sich davon überzeugen, mit welcher Hingabe und Begeisterung die Arbeiter am Aufbau des Sozialismus schafften, und die Arbeiter sollten sehen, welche Talente in den Schülern schlummerten, und sollten sich an dem Unterhaltungsprogramm erfreuen.

Der erste Lastwagen war rasch mit begeisterten FDJlern gefüllt. Peter kletterte auf die Ladefläche des zweiten. Er lehnte sich hinunter und reichte erst Hildegard und dann Anneliese die Hand, um ihnen hinaufzuhelfen. Dehmert und Herr Starke, die bisher Fähnchen verteilt und die Namensliste abgehakt hatten, stiegen hinzu. Die Lastwagen waren mit Fahnen, Plakaten und Spruchbändern geschmückt. An der einen Seite hieß es: ‚VEB Maschinenfabrik Osterstadt grüßt unsere Schüler‘, und aus dem Gewoge junger Gesichter schaute der alte Lenin ernst von einem Bild herunter. An der anderen Seitenwand verkündete ein Spruchband: ‚Alle Kraft unserer Jugend gilt dem Sieg des Sozialismus‘, während an der hinteren Klappe ein großes FDJ-Zeichen mit der aufgehenden Sonne befestigt war.

Es wurde eine fröhliche Fahrt. Herr Starke stimmte ein Lied nach dem anderen an, darunter auch das alte Volks-



Es wurde eine fröhliche Fahrt . . . Auch Peter sang mit, und zum erstenmal empfand er in Osterstadt das glückliche Gefühl froher Gemeinschaft.

lied, das bei solchen Gelegenheiten immer wieder gesungen wird. Auch Peter sang mit, und zum erstenmal fühlte er in Osterstadt das glückliche Gefühl froher Gemeinschaft.

Hoch auf dem gelben Wagen
sitz ich beim Schwager vorn,
vorwärts die Rosse traben,
lustig schmettert das Horn.

Wiesen, Felder und Auen,
leuchtendes Ährgold:
Ich möchte gern bleiben und schauen,
aber der Wagen rollt!

Ein Fotograf war auf das Fabriktor geklettert, als die Lastwagen in den Hof einbogen und hielten. In der Abordnung, die zur Begrüßung gekommen war, entdeckte Anneliese ihren Vater und machte Peter darauf aufmerksam. Wie sein Alter und seine Würde es verlangten, war Herr Steffl vorn im Führerhaus des Lastwagens mitgefahren. Jetzt begrüßten er und Herr Starke die Mitglieder des politischen Komitees, während die Schüler durch ein Tor drängten, über dem geschrieben stand: ‚Wir sind stolz auf euch!‘

In der Fabrik herrschte ein unglaublicher Lärm. Hoch über schrillenden Bohrern und kreischenden Sägen schwenkte ein rumpelnder Laufkran Kübel mit zischendem, weißglühendem Metall vom Schmelzofen zur Form. Für Peter, der inmitten der anderen von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz geschoben wurde, war alles sehr aufregend.

Schließlich waren die Schüler daran, ihren Beitrag zu leisten. Sie gingen in den Kulturraum des Werkes, der mit großen Bildern und weiteren Spruchbändern ausgestattet war: ‚Arbeiter aller Länder - vereinigt euch!‘ ‚Die Jugend gehört dem Sozialismus!‘ ‚Alle unsere Kraft dem Sozialismus!‘

Als Professor Steffl ihm zuwinkte, drängte sich Peter durch die Arbeiter und Schüler hindurch zu seinem Lehrer, der neben dem Klavier stand.

„Komm, setz dich hier an diese Seite, damit du schnell ans Instrument kommst, wenn du angesagt wirst. Fühlst du dich in Form, mein Junge?“

„Ich denke schon. Wie ist denn das Klavier?“

„Erwarte lieber nicht zuviel. Wahrscheinlich ist es ver-

stimmt, und vielleicht bleiben auch ein paar Tasten hängen. Aber laß dich dadurch nicht aus der Ruhe bringen.“

Peter ließ die Darbietung einer seiner Mitschülerinnen über sich ergehen, die eine Zusammenfassung des Faustmonologs aufsagte. Der arme Goethe kann sich in seinem Grab nicht dagegen wehren, dachte er und rechnete damit, als nächster an der Reihe zu sein. Stattdessen erklimmte jedoch erst noch ein Akkordeonspieler das Podium, dem sechs Mädchen in Volkstanzkleidern folgten. Ihr Tanz gefiel den Arbeitern, und sie klatschten laut Beifall. Dichtgedrängt saßen sie in ihren verschmierten Arbeitsanzügen da, und ihre Gesichter wirkten unter dem Schmutz und Schweiß direkt unheimlich.

Dann sah Peter, wie FDJ-Gruppenleiter Dehmert sich auf dem Podium aufbaute. Sein Tonfall verriet deutlich, daß er jedes Wort auswendig gelernt hatte. „Bevor wir zum Ende unseres Programms kommen, möchte ich unseren Dank aussprechen für alles, was wir heute erlebt haben.“ Beifall unterbrach ihn. „Wir versprechen euch: Während ihr heute noch für uns schafft, werden wir unsererseits alles daransetzen, in unser sozialistisches Erbe hineinzuwachsen, damit wir auch reif sind, wenn wir alle es morgen übernehmen.“ Wieder gab es Beifall.

Dann wandte sich Dehmert zur anderen Seite des Saales, wo Professor Steffl bei seinen Musikern saß, und kündigte an: „Und jetzt folgt ein Klaviervortrag von unserem Klassenkameraden Peter Gottfried.“

Peter sah flehentlich zu seinem Musiklehrer hinüber, erntete jedoch nur ein ermutigendes Kopfnicken.

Der Junge senkte den Kopf und ließ die Finger sicher und weich das Thema anschlagen. Fast augenblicklich verstummten die letzten Geräusche im großen Saal, und er spielte für ein aufmerksames, lauschendes Publikum.

Peter fühlte, daß er mit seiner Musik Zugang zu diesen Menschen gefunden hatte. Das überraschte und begeisterte



Peter senkte den Kopf und ließ die Finger sicher und weich das Thema anschlagen . . . Blitzlicht und klickender Verschuß hielten das Bild fest.

ihn. Er bemerkte nicht den Fotografen, der sich vor die erste Stuhlreihe hockte, um den Jungen auf dem Podium so in seinen Sucher zu bekommen, daß er sich wirkungsvoll abhob von dem großen FDJ-Schild und von dem

Spruchband: ‚Die Jugend gehört dem Sozialismus‘. Blitzlicht und klickender Verschuß hielten das Bild fest.

Am nächsten Morgen wurde der Schnappschuß den Lesern der ‚Volksstimme‘ dargeboten, die das offizielle Organ der örtlichen Parteileitung war. Groß und auffällig prangte das Foto auf der Titelseite.

In seinem Friseurladen lachte Herr Müller zwar darüber, aber es tat ihm doch weh, wenn Kunden ihre Bemerkungen zu dem Bild machten. „Na, der Sohn unseres Pastors will sich hier in Osterstadt wohl gleich auf die sichere Seite schlagen?“

Herr Marschall, der Drucker, betrachtete Fotos meist nur nach technischen Gesichtspunkten. War bei der Reproduktion der richtige Raster gewählt? Waren die Zwischentöne gut wiedergegeben, oder ergab die Reproduktion einen zu scharfen Schwarz-Weiß-Kontrast? Als er Peters Bild entdeckte, kümmerte ihn nur die Tatsache, daß der Pfarrerssohn hier für die Parteipropaganda mißbraucht wurde. Er schüttelte den Kopf. Seine Tochter Hildegard war mit Peter befreundet, und sie wußte, wie es dazu gekommen war, aber was sollten alle die anderen Jugendlichen denken, denen die Kirche das letzte Bollwerk gegen das marxistische ‚Evangelium‘ des Atheismus bedeutete? Was würden sie zu dem Bild sagen?

Otto Zingler schob die Zeitung seiner Frau und Tochter über den Tisch zu. „Da“, sagte er, „seht euch das an!“

Frau Zingler betrachtete das Bild eine Weile stumm, dann sagte sie leise: „So eine Gemeinheit!“

Anneliese hatte nur einen Gedanken. Das Bild erinnerte sie an ihr Gespräch mit Peter. Hatte er nun seinem Vater erzählt, daß er in der Fabrik spielen sollte, oder würde der Pastor es erst erfahren, wenn er das Bild seines Jungen in der Zeitung sah?

Im Pfarrhaus wurde das Foto den ganzen Tag über mit keinem Wort erwähnt.

Frau Gottfried rief ihre Familie zum Abendessen - Peter vom Flügel, den Vater aus seinem Arbeitszimmer. Der Junge wusch sich erst noch die Hände in der Küche, und als er dann ins Zimmer trat, sah er sofort, daß etwas nicht in Ordnung war. Sein Vater stand stumm am Tisch und in seinen Augen lag ein stummer Vorwurf, den Peter sofort fühlte.

„Ist etwas los?“ fragte der Junge. Der Vater wies nur auf die Zeitung, die auf dem Tisch lag. Sofort erkannte Peter sein Bild, nahm die Zeitung zur Hand und las über dem drei Spalten breiten Foto die Zeile: ‚Schüler zeigen Talentproben vor Fabrikarbeitern‘.

Sein Vater räusperte sich. „Es ist zwar reichlich spät dafür, aber glaubst du nicht, daß du Mutter und mir eine Erklärung schuldig bist?“

Es war ein fürchterlicher Augenblick. Peter wußte nicht ein noch aus vor Verlegenheit, Scham und Reue, aber er war auch wütend und empört. Ja, man hatte ihn hintergangen und hereingelegt! „Ich wußte doch nicht, in was ich da hineingerate. Wie sollte ich wissen, daß fotografiert wird? Ich geb’ dir mein Ehrenwort . . .“

Sehr ruhig unterbrach ihn der Pastor: „Aber Peter, ich glaube dir doch jedes Wort.“ Er gab sich alle Mühe seine echte Empörung zu unterdrücken, griff zur Zeitung, tippete mit dem Finger auf das Foto und fuhr fort: „Das Schlimme ist nicht, was du getan hast, sondern was man daraus gemacht hat. Das kann leicht verwendet werden, um mich als Pastor zu belasten.“ Er warf die Zeitung wieder auf den Tisch und sah den Sohn eindringlich an. „Wenn du’s nur vorher mit mir besprochen hättest!“

Was konnte Peter sagen? Er wußte, daß er seinem Vater weh getan hatte und daß es falsch gewesen war, sich ihm nicht anzuvertrauen. Aber was sollte er sagen?



„Es wird immer wieder Augenblicke geben, wo wir uns entscheiden müssen für ein Ja oder für ein Nein.“ Peter sah den Vater bedrückt an und erwiderte: „Meistens ist es ein Nein.“

Er war den Tränen nahe. „Es tut mir leid, Vater, wirklich.“

Friedrich Gottfried seufzte. Er war auf die Parteipropagandisten und auf seinen Sohn zornig gewesen, der unwissentlich zum Werkzeug ihrer Gerissenheit geworden war. Aber jetzt gewann sein väterliches Gefühl die Oberhand.

„Davon bin ich überzeugt, Peter. Es ist schwer für dich, ich weiß“, sagte er und lächelte verständnisvoll. „Aber als Pfarrerssohn hast du eine größere Verantwortung als

die anderen. Es wird immer wieder Augenblicke geben, wo wir uns entscheiden müssen für ein Ja oder für ein Nein.“

Peter sah den Vater bedrückt an und erwiderte: „Meistens ist es ein Nein.“

Von der Küche her hatte Frau Gottfried das Gespräch angehört. Als sie nun den rechten Augenblick für gekommen hielt, nahm sie die Suppenschüssel und ging mit heiterem Gesicht in das Zimmer.

„So, jetzt will ich aber auch etwas fragen. Wie hast du gespielt, Peter?“

Der Junge lächelte. „Nun, mein Chopin war nicht immer ganz sauber. Ich habe Professor Steffl vorher gesagt, daß ich noch nie öffentlich gespielt habe, aber daraus hat er sich gar nichts gemacht, sondern mir einfach befohlen, es zu spielen. Eigentlich hätte ich ja ein paar Tage daran arbeiten müssen, aber ich glaube, zu viele Fehler habe ich nicht gemacht, und den Leuten hat es wohl gefallen. Du hättest sehen müssen . . .“

„Vielleicht kannst du ihn mir heute abend vorspielen. Wenn er nicht sauber war, müssen wir nämlich dringend dran arbeiten, mein Lieber.“

Der Pastor unterbrach sie. „Schon gut, schon gut, ihr Musikanten!“ Er senkte den Kopf und sprach das vertraute Tischgebet. „O Herr, himmlischer Vater! Segne diese deine Gabe durch Jesus Christus, unsern Herrn. Und wir danken dir auch, Herr, für alle andern Gaben. Für die Musik, den Gesang, das Talent. Gib uns, o Herr, daß wir sie immer zu deinem Ruhme verwenden und daß wir dir stets unsere Dankbarkeit erweisen für alles, was wir haben, für alles, was wir sind. Amen.“

Die Türglocke läutete einmal kurz und gleich darauf noch einmal dringlicher. Der Pastor schaute auf die Uhr, während Maria zur Tür ging.

Sie hatte ein trockenes Gefühl im Mund, als sie im

schwachen Licht des Flurs einen Volkspolizisten erkannte. Er schien aufgeregt und verängstigt zu sein. Vorsichtig blickte er nach beiden Seiten die Straße hinunter und fragte dann: „Könnte ich, bitte, den Herrn Pastor sprechen?“

Maria brauchte ihren Mann nicht erst zu rufen, denn seine Neugier hatte ihn schon zur Tür getrieben. „Ist irgend etwas geschehen?“ fragte er.

„Nein“, antwortete der Polizist. „Ich komme nicht dienstlich. Darf ich eintreten?“

„Nicht dienstlich?“ Der Pastor zögerte. Für gewöhnlich brachte ein uniformierter Volkspolizist keine angenehmen Nachrichten, und Gottfried wollte sichergehen, daß man ihm keine Falle stellte. „Also, wenn ich ehrlich sein soll: ein andermal wäre mir lieber! Wir sind gerade beim Essen, verstehen Sie?“

Der Polizist ließ sich nicht abweisen. „Es ist wirklich sehr wichtig.“

„Also dann . . .“, der Pastor konnte dem Mann den Eintritt nicht länger verwehren, doch der Polizist kam nicht herein. Das Geräusch von näherkommenden Schritten auf dem Kopfsteinpflaster ließ ihn zusammenfahren. Seine Augen gingen zwischen der Straße und dem Hausflur hin und her, dann blickte er wie gehetzt in den Pfarrgarten, und plötzlich verschwand er mit einem Satz über das Verandageländer in der Dunkelheit.

Was hatte das zu bedeuten? Der Pfarrer und seine Frau sahen sich verständnislos an, dann ließ sie der Anblick einer Polizeistreife rasch ins Haus treten und die Tür schließen. „Nicht dienstlich? Um diese Zeit? Was kann das gewesen sein?“ fragte der Mann.

„Er schien sehr aufgeregt zu sein. Hättest du ihn nicht doch lieber gleich hereinlassen sollen?“

Dieselbe Frage verursachte dem Pfarrer Gewissensbisse. „Ja, wahrscheinlich hast du recht. Aber ich muß vorsichtig

sein. In dieser Stadt ist man nie sicher, ob man nicht dem Unheil die Tür öffnet. Wenn es wichtig war, wird er wiederkommen“, sagte er.

Maria hatte noch immer das Bild des geängstigten Polizisten vor Augen. „Hoffentlich kommt er wieder“, seufzte sie.

5

In der Schule wurde sich Peter bewußt, was die Mädchen seiner Klasse längst bemerkt hatten: Er war meistens mit Anneliese Zingler beisammen. Niemals hätte sich Peter eingestanden, daß das Ganze mehr als eine nette Kameradschaft war. Er hielt Anneliese für hübsch, gescheit und eine gute ZuhörerIn, und er war gern mit ihr zusammen.

Dehmert stand mit dem Rücken zur Klasse und entrollte unter Herrn Starkes wohlwollendem Blick ein großes Plakat, so daß es seine Mitschüler lesen konnten. Das Wort BERLIN sprang allen in die Augen. Es war die Ankündigung des großen Jugendtreffens. Selbstverständlich würde die FDJ dabei die Hauptrolle spielen; denn Peter sah ihr Abzeichen groß und unübersehbar auf dem Plakat. Dehmert sagte zur Klasse gewandt: „Herr Starke hat mir heute den Auftrag erteilt, euch allen im Namen des politischen Komitees der VEB Maschinenfabrik für die Mitwirkung bei der Kulturveranstaltung zu danken.“

Der Lehrer begann Beifall zu klatschen und löste damit eine lautstarke Kundgebung in der Klasse aus. Strahlend vor Stolz fuhr Dehmert fort: „Wartet nur, ich habe Neuigkeiten, die euch bestimmt gefallen werden. Angesichts unserer Leistungen bei dieser Gelegenheit, erwägt das po-

litische Komitee, die Patenschaft für unsere Delegation zum Jugendtreffen in Berlin zu übernehmen.“

Von begeistertem Beifall umrauscht, ging Dehmert an seinen Platz hinter Peter zurück.

„Ich hätte noch etwas hinzuzufügen“, sagte Herr Starke. „Auch wenn unsere Delegation nicht viele Mitglieder zählt, werden wir in Berlin möglicherweise besser abschneiden, als manche weit größere Schule.“

Dann nahm er einen Stapel von Vordrucken von seinem Pult, verteilte sie an die Schüler auf den vorderen Plätzen und bat, jedem ein Blatt weiterzugeben. „Was jetzt verteilt wird, ist ein sehr wichtiges Dokument. Es kommt aus Berlin. Wie ihr seht, handelt es sich um einen Fragebogen, in dem ihr zur Selbstprüfung aufgefordert werdet. Die Selbstkritik wird ja in unserer Gesellschaft immer gefördert. Die Fragen werden euch dabei helfen. Seht sie euch an.“

Peter sah flüchtig auf das Blatt, das er in der Hand hielt. Was ging ihn das an? Doch als er die Fragen las, verursachte ihm ihre Direktheit ein unbehagliches Gefühl.

1. Welches waren die wichtigsten Ereignisse in meinem Leben?
2. Wie stehe ich zur Freien Deutschen Jugend?
3. Wie stehe ich zur Nationalen Volksarmee?
4. Wie stehe ich zu unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung?
5. Welche Probleme beschäftigen mich am meisten?
6. Welchen Beruf möchte ich ergreifen?
7. Was hat meine gesellschaftliche Entwicklung am stärksten beeinflusst?

„Ich wiederhole: Es handelt sich um ein äußerst wichtiges Dokument“, sagte Herr Starke, während er zwischen den Bänken auf und ab ging und beobachtete, wie seine Schüler den Fragebogen aufnahmen. „Eure Antworten

werden uns zeigen, ob ihr im sozialistischen Denken reifer geworden seid, ob ihr die vielen Möglichkeiten auch wert seid, die euch in unserm Arbeiter- und Bauernstaat geboten werden.“

Maria Kaufer meldete sich. „Wann müssen wir die Fragebogen wieder abgeben?“

„Ihr habt viel Zeit. Er muß erst bis zur Halbjahresprüfung ausgefüllt sein. Wir wollen nicht zwei oder drei oberflächliche Sätze, sondern sorgfältig überlegte Antworten. Jetzt habt ihr mal die Möglichkeit, eure Gedanken auszudrücken. Euer Leben ist reich und aufregend. Prüft eure Erfahrungen. Bringt sie zu Papier. Aber - denkt gut nach, bevor ihr ein Wort hinschreibt; denn eure Fragebogen werden später den Papieren und Unterlagen für eure berufliche Ausbildung beigelegt.“

Erst auf dem Heimweg wurde Peter klar, was Herr Starke gemeint hatte. Darüber mußte er mit seinem Vater sprechen. Für ihn würde es ziemlich schwierig sein, diese Fragen ehrlich zu beantworten. Schwierig? Nein, er wußte genau, daß er seine wahre Meinung über diese Punkte nicht niederschreiben konnte, ohne in Schwierigkeiten zu geraten. Vielleicht sollte er den Vater vorläufig noch nicht damit behelligen. Schließlich mußte er den Fragebogen nicht morgen abgeben, sondern konnte erst einmal in aller Ruhe darüber nachdenken.

Anneliese Zingler sprach mit ihrer Mutter in der Küche über den Fragebogen, als der Vater aus der Fabrik heimkam. Er nahm das Blatt vom Küchentisch, und seine Tochter erklärte ihm, wie wichtig Herr Starke die Fragen nahm, und wie schwierig es für sie sein mußte, darauf zu antworten.

„Das kannst du doch mit geschlossenen Augen beantworten! Du nimmst einfach das, was in der Parteipresse steht, und wiederholst es mit deinen eigenen Worten.“

Anneliese zog die Augenbrauen zusammen. „So leicht ist das doch nicht, Vater.“

Frau Zingler wandte sich vom Ausguß ab, wo sie das Gemüse für das Abendessen wusch. „Und es ist auch nicht ihre Überzeugung!“

Herr Zingler sah seine Frau scharf an. „Was sie denken soll, schreibt ihr doch niemand vor.“ Dann wandte er sich an seine Tochter und sagte kurz angebunden: „Du weißt genau, welche Antworten man von dir erwartet.“

„Ja, ich weiß, — und ich schreibe sie nicht hin!“ Sie hob das Kinn mit der gleichen trotzigen Bewegung, mit der es die Mutter immer tat, die jetzt neben ihre Tochter

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Frau Zingler ärgerlich. „Genügt's nicht, daß bei denen alles Lüge ist? Muß sie deswegen jetzt auch anfangen zu lügen?“



trat. Beide standen sie dem Hausherrn gegenüber. „Ich verstehe dich nicht“, sagte die Frau ärgerlich. „Genügt's nicht, daß bei denen alles Lüge ist? Muß sie deswegen jetzt auch anfangen zu lügen?“

Auf dem Küchentisch stand eine Schale mit Radieschen. Herr Zingler nahm eines davon und hielt es Anneliese hin. „Guck mal. Beiß ab!“

Das Mädchen blickte verdutzt.

„Beiß ab, sage ich!“

Verwundert sah Anneliese von der Mutter zum Vater und biß ein Stück von dem Radieschen ab. Herr Zingler hielt ihr die Bißstelle hin.

„Das ist alles, was ich meine. Sei wie ein Radieschen: Rot — aber nur nach außen hin!“

Peter sagte dem Vater kein Wort von dem Fragebogen, doch der Pastor erfuhr noch in derselben Woche bei der Kirchenratssitzung davon. Einer der Bogen ging von Hand zu Hand, damit jeder Presbyter ihn lesen konnte. Als Friedrich Gottfried die Fragen zum erstenmal las und sich dabei ihrer Bedeutung bewußt wurde, eilten seine Gedanken zu seinem Sohn. Warum hatte Peter nicht mit ihm darüber gesprochen? Der Pastor schaute gequält drein.

Herr Dörfel schien die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Nach dem Pfarrer ergriff er den Fragebogen, hielt ihn den andern hin und sagte: „Lohnt es sich, so ein Trara wegen eines Stückchens Papier zu machen? Wenn ich mir eine Meinung erlauben darf, Herr Pfarrer und meine Herren: Nach allem, was hier schon vorgefallen ist, müssen wir eben zusehen, daß wir auch das überstehen.“

Marschall erwiderte ärgerlich: „Sie haben ja keine Kinder, die sich mit diesem Stückchen Papier herumquälen. Können Sie mir vielleicht sagen, wie mein Mädels diese Frage beantworten soll? ‚Wie stehe ich zur FDJ?‘ Was soll ein christlich erzogenes Kind darauf antworten?“

Aus der entferntesten Ecke des Zimmers, in der er bisher still gestanden und die anderen beobachtet hatte, mischte sich Herr Müller ein. „Na, das weiß doch jeder! Sie sind die Hoffnung von Morgen! Die künftigen Kämpfer für den Frieden und den Sozialismus der Menschheit!“

„Und die Kommunisten von morgen“, setzte Bauer Kesselmaier hinzu.

„Und die Atheisten“, sagte der Küster leise.

„Wer garantiert uns denn, daß sie es bei dem Fragebogen bewenden lassen?“ knurrte Herr Marschall. „Wenn die Gören nun hinschreiben, daß die FDJ atheistisch ist - dann ade Schwesternausbildung oder Universität! Damit ist Schluß dann! Aber wenn die Antworten hübsch linientreu sind - wundervoll! Geht in Ordnung! Hier die Unterschrift, und schon bist du uniformiert! Erpressung nenne ich das!“

„Es geht leider noch tiefer!“ Alle wandten sich dem Pfarrer zu, der sich bisher zurückgehalten hatte. Er spürte, wie sie auf seine Worte warteten. „Lüge - und erkauf dir noch ein wenig Zeit! Oder sag die Wahrheit - und leide! Wirklich teuflisch! Jede einzelne Frage geht darauf aus, die politische Spreu vom Weizen zu sondern.“ Gottfried fragte sich, was Peter antworten würde auf die Frage: „Wie stehe ich zu unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung?“

Herr Marschall wandte sich an den Bauern. „Können Sie mir sagen, wie Ihr Junge diese Fragen beantworten wird, wo sein Vater sich gegen die Kollektivierung wehrt?“

Herr Kesselmaier hatte sich diese Frage selbst schon gestellt, als der Sohn ihm den Fragebogen zeigte. Er sah erst zu Marschall, dann zum Pfarrer hin und seufzte. Erschöpfung stand in seinem Gesicht. Der wochenlange Nervenkrieg war nicht spurlos an ihm vorübergegangen: Lautsprechergedröhn und Scheinwerfer und Flugblätter. „Damit ist es nun auch vorbei“, sagte er traurig. „Ich



„Lohnt es sich, so ein Trara wegen eines Stückchens Papier zu machen? Nach allem, was hier schon geschehen ist, müssen wir eben zusehen, daß wir auch das überstehen.“

mußte mich fügen wie alle anderen. Und wenn schon ich nicht dem Druck gewachsen war, wie können wir von unseren Kindern erwarten, daß sie ihn aushalten?“

Herr Kraus lehnte an der Wandtafel, die noch einen Spruch von der letzten Bibelstunde trug: *Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht ...* Jetzt ging der Küster einen Schritt auf den Pfarrer zu und fragte ernst: „Können Sie denn gar nichts tun, Herr Pastor?“

Die Frage brachte Pastor Gottfried auf einen Gedan-

ken, über den er noch kurz nachgrübelte. Nein, so würde es nicht gehen . . . Unsinn, daran überhaupt nur zu denken . . . aber immerhin wäre es einen Versuch wert. Dann antwortete er: „Vielleicht. Der Mensch muß doch noch das Recht haben, seine Meinung auszusprechen.“

„Aber nur einmal!“ sagte der Friseur mit unfrohem Lächeln.

Am nächsten Vormittag blieb Friedrich Gottfried länger als gewöhnlich in seinem Arbeitszimmer. Im Laufe der Jahre hatte er sich daran gewöhnt, seine Tagesarbeit mit einer Bibellesung zu beginnen. Gerade in der schweren Lage eines Christen unter der Herrschaft des Kommunismus hielt er es für besonders wichtig, aus der Heiligen Schrift und dem Gebet Kraft und Anregung zu schöpfen.

Heute war er innerlich voller Unrast. Er hatte den Kirchenältesten versprochen, etwas in der Angelegenheit dieses Fragebogens zu unternehmen. Gestern abend noch schien ihm der Gedanke wenigstens einen Versuch wert, bei Tageslicht kam ihm sein Vorhaben eigentlich ziemlich sinnlos vor.

Bei der gestrigen Sitzung hatte sich der Pastor seines ersten Zusammentreffens mit dem Parteisekretär erinnert, bei dem Rettmann ihn in Osterstadt willkommen heißen und gesagt hatte: „Kommen Sie nur zu mir, wann immer Sie wollen. Für solche Fragen werden Sie bei mir immer eine offene Tür finden.“

Hatte Rettmann das wirklich ehrlich gemeint, oder gehörten die Worte nur zu seiner Taktik, recht wohlwollend und väterlich zu erscheinen? Pastor Gottfried rang mit der Frage: Soll ich zu Rettmann gehen und mit ihm über diesen Fragebogen sprechen, oder mache ich damit alles nur noch schlimmer? Er war mit sich unzufrieden, weil ihm die Entscheidung schwer fiel; aber er konnte sich einfach nicht aufraffen zu einem Gespräch mit dem Mann,

der wahrscheinlich für die Ausgabe des Fragebogens verantwortlich war. Vielleicht würde der Parteisekretär den Besuch als einen Angriff auf seine Autorität auslegen. Aber wie kann man gleichzeitig diplomatisch sein und den geraden Weg gehen? Schließlich rang sich der Pastor zu einem Entschluß durch. Er mußte hingehen. Wenigstens versuchen mußte er es. Was war dabei schließlich zu verlieren?

Im Büro des Parteisekretärs kam es diesmal zu keinem nichtssagenden Geplauder. Wenn der Funktionär seine selbstsichere Verbindlichkeit auch keinen Augenblick aufgab, so mußte Gottfried doch feststellen, daß sein Gegenüber heute wesentlich kürzer angebunden war als bei der ersten Begegnung.

Am besten war es wohl, ohne Umschweife auf den Grund des Besuches loszusteuern. „Sie waren so freundlich, Herr Rettmann, und forderten mich auf, alle Probleme mit Ihnen zu besprechen, die etwa entstehen könnten. Deshalb bin ich heute hier. Es gibt da ein Problem...“

„Wirklich? Welches denn?“

„Der neue Fragebogen, der in der Schule verteilt worden ist. Ich bin gekommen, weil ich Sie bitten möchte, ihn zurückzuziehen.“

„Zurückziehen? Aber warum denn?“

„Der Fragebogen bringt die Kinder in eine ausweglose Lage, Herr Rettmann. Sie werden zugeben, daß ein christlicher Schüler kaum mit gutem Gewissen Antworten geben kann, die dem Regime gefallen werden.“

„Aber lieber Herr Pastor, wir verlangen doch nur ehrliche Antworten! Haben Sie Angst, daß Ihre kleinen Christen lügen werden?“

„Die Versuchung liegt nahe“, antwortete der Pfarrer. Er wußte, daß er in diesem Wortgefecht mit dem Parteisekretär keinen Erfolg haben konnte. Aber nun hatte er einmal damit angefangen, also mußte er es auch durchstehen. „Es ist grausam, ein Kind so unter Druck zu

setzen. Wenn es nicht die richtigen Antworten gibt, ist es vorbei mit jeder akademischen Ausbildung.“

Rettmann stand auf und ging zum Fenster. „Herr Pastor, als vernünftiger Mensch werden Sie einsehen, daß es hier um gewisse Rechte und Pflichten geht, die Ihrem Bereich als Mann der Kirche entzogen sind.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz - Rechte? Pflichten?“

„Jawohl! Das Schulwesen untersteht uns“, fuhr Rettmann mit erhobenem Zeigefinger fort. „Wir haben dafür zu sorgen, daß nur diejenigen in den Genuß unserer Gesellschaftsordnung kommen, die sie auch verstehen. Und was die Rechte anbelangt, werden Sie zugeben, daß wir, die wir die Schulen unterhalten, auch das Recht haben, zu bestimmen, was gelehrt und wie es gelehrt werden soll.“

„Da kann ich nicht zustimmen.“

„Zustimmen oder nicht - das Schulwesen und seine Verwaltung ist nicht Ihre Sache!“

„Aber das Gewissen der Kinder meiner Gemeinde ist es“, sagte der Pfarrer ruhig und fest, aber doch mit der Bedrücktheit eines Mannes, der schon weiß, daß er der Unterlegene sein wird. Dann fügte er hinzu: „Deshalb bin ich hier.“

„Es war völlig korrekt, daß Sie zu mir gekommen sind“, bestätigte der Funktionär. „Jedes öffentliche Auftreten wäre als unerlaubte Einmischung der Kirche in Angelegenheiten des Staates angesehen worden.“

„Sie ziehen den Fragebogen also nicht zurück?“

Rettmann schüttelte den Kopf. „Nein. Selbst wenn er von uns käme, würde ich es nicht tun. Aber er kommt aus Berlin.“

Der Pfarrer wußte, daß es sinnlos war, das Gespräch fortzusetzen. Sein Versuch war gescheitert, aber er hatte doch wenigstens getan, was er konnte. Er ging auf die Tür zu, und Rettmann erhob sich nicht von seinem Schreibtisch. Stattdessen zog er eine Schublade auf, holte ein ver-

größertes Foto hervor und schob es so an den Rand des Tisches, daß es dem Pfarrer in die Augen fallen mußte. Es war die Aufnahme von Peter am Klavier unter dem Spruchband: „Die Jugend gehört dem Sozialismus!“

„Ich muß Sie zu Ihrem Sohn beglückwünschen, Herr Pastor. Er ist ein feiner Junge. Überlegen Sie sich's gut, ob Sie das Recht haben, seine Zukunft aufs Spiel zu setzen. Möchten Sie das Bild gern haben?“

„Nein, danke.“

Das Gefühl der Niederlage wollte ihn fast überwältigen, doch er ließ es seiner Stimme nicht anmerken, als er sagte: „Guten Abend, Herr Rettmann!“

Wie er gerade die Tür öffnete, fiel sein Blick erneut auf Peters Bild. Diesmal prangte es auf einem Plakat. Kein Zweifel, die Parteipropaganda würde es bis zum letzten ausnützen.

Auf dem Heimweg plagten ihn bittere Gedanken. Schlimm genug, daß sein Versuch bei Rettmann gescheitert war. Aber daß sein Sohn als FDJ-Held herausgestellt wurde, das war fast zuviel. Er konnte den Gedanken an das Plakat nicht verdrängen. Schon sah er es an allen Kiosken, in allen Schaufenstern hängen, und ihm war, als schaute ihm sein Sohn von allen Seiten zugleich nach.

Bereits vor dem Pfarrhaus hörte er Peter im Wohnzimmer musizieren, doch er wollte jetzt nicht mit ihm sprechen, sondern ging sogleich in sein Arbeitszimmer hinauf, legte den Mantel ab und schlüpfte in die Hausjacke. Die Predigt für den kommenden Sonntag mußte noch ausgearbeitet werden, doch kamen ihm seine bisherigen Notizen im Lichte seines heutigen Zusammenstoßes mit dem Regime völlig unzulänglich vor. Er mußte sich zur Arbeit zwingen. Er mußte versuchen, einen klaren Gedanken zu fassen. In den Bücherregalen suchte er nach einigen Kom-

mentarbänden, die ihm vielleicht helfen konnten, den richtigen Zugang zu den Versen zu finden, über die er am Sonntag zu predigen hatte. Vielleicht konnte er auch einen anderen Text wählen und von dem vorgeschriebenen Plan für das Kirchenjahr abweichen. Die Klaviertöne, die von unten heraufdrangen, vereitelten jedoch alle Versuche des Pfarrers, sich ganz auf seinen Predigttext zu konzentrieren.

Handelt er richtig an seinem Sohn? Von dem Jungen war nicht zu erwarten, daß er schon verstand, wie seine Musik mit der Politik verquickt wurde. Martin Luther hatte gesagt, alle Musik solle zu Ehren dessen erklingen, der sie für uns geschaffen hat. Ja, diesen Gedanken würde Peter begreifen. Aber warum hatte der Junge noch nicht über den Fragebogen gesprochen? Hielt er ihn nicht für so wichtig, oder fürchtete er sich vor seinem Vater? War Peter wirklich aufrichtig? Mußte er nicht schließlich ebenso wie alle anderen mit den Problemen der Welt fertig werden?

Der Pastor fand, daß er mit Peter sprechen müsse. Dann konnte es auch sofort sein. Er ging ins Wohnzimmer hinunter und blieb stehen, bis Peter sein Stück zu Ende gespielt hatte.

„Du machst täglich Fortschritte. Du weißt doch, daß ich stolz auf dich bin?“

Peter lächelte seinem Vater dankbar zu.

„Aber ich habe den Eindruck, daß auch die Kommunisten stolz auf dich sind, Peter, und das macht mir Sorge.“

„Meinst du immer noch das Bild in der Zeitung? Ich habe dir doch gesagt, daß ich nicht wußte . . .“

„Nicht nur in der Zeitung. Jetzt drucken sie es auch auf Plakate. Heute hab ich's im Büro des Parteisekretärs im Rathaus gesehen. Was kommt wohl als nächstes?“

„Aber Vater, du tust so, als wäre das meine Schuld. Wie konnte ich das denn wissen?“

Friedrich Gottfried spürte, daß er es ungeschickt angefaßt hatte. Vielleicht war er zu schnell oder zu unvermittelt vorgegangen. Jetzt war Peter in die Verteidigung gedrängt, und der Vater fühlte, daß sich wieder eine Schranke zwischen ihm und seinem Jungen aufrichtete. Er milderte seinen Ton und sagte: „Mein Junge, du mußt besser aufpassen. Sie benutzen dich.“

„Das können sie doch gar nicht“, gab der Junge zurück. Seine Stimme klang gequält, aber auch ein wenig mißtrauisch.

„Peter, du bist noch so jung. Gemessen an denen bist du, nun . . .“ Der Pfarrer suchte nach Worten, um sich seinem Sohn verständlich zu machen. „Bist du wie ein Mann, der auf einem Tiger reitet. Einmal oben, kann er nicht wieder herunter. Wenn er aber absteigt, wird er gefressen. - Ich frage mich manchmal, wie lange du ihrem Druck noch standhalten kannst.“

Peter fühlte sich verletzt und in die Enge getrieben. Am liebsten hätte er sich heftig gewehrt. „Aber ich versteh' dich nicht, Vater. Nur weil ich für sie Klavier gespielt habe, bin ich doch noch lange nicht zu ihnenübergelaufen!“

Der Vater ging im Wohnzimmer auf und ab. „Gewiß nicht“, gab er zu. „Aber wahrscheinlich ist dir überhaupt nicht bewußt, wie nahe du schon der Grenze bist.“ Er blieb stehen, wandte sich um und sah dem Jungen ins Gesicht. „Was wirst du mit dem Fragebogen anfangen?“

Peter schüttelte den Kopf und senkte den Blick. Gedankenverloren schlug er ein paar Tasten an. „Das Ding zu beantworten kann ich mir doch gar nicht leisten. Eine falsche Antwort, und alles ist zu Ende. Kein Unterricht, kein Konservatorium - gar nichts mehr!“

„Peter“, unterbrach ihn der Vater, „du brauchst mir nicht zu sagen, wie gemein diese Fragen sind. Ich habe sie mir genau angesehen und mit einer Reihe von Leuten darüber gesprochen. Ich hatte sogar gehofft, wir beide könn-



„Peter, eine Frage haben sie vergessen . . . ‚Was für ein Mensch will ich einmal werden?‘ Will ich mit einer Handvoll Lügen etwas Zeit erkaufen und dafür jetzt ein Stück meiner selbst hingeben? Und das nächstemal ein bißchen und später wieder ein bißchen?“

ten die Sache in Ruhe erörtern.“ Er ging zu seinem Jungen hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Aber du weißt doch, daß sie eine Frage vergessen haben?“

Peter schaute fragend auf.

„Was für ein Mensch will ich einmal werden? Will ich mir mit einer Handvoll Lügen etwas Zeit erkaufen und dafür jetzt ein Stück meiner selbst hingeben? Und das nächstmal ein bißchen, und später wieder ein bißchen?“

Der Junge sah den Vater an, und seine Ratlosigkeit war ihm anzumerken. „Sie wollen die Wahrheit hören, hat Herr Starke gesagt.“

„Ja, aber ihre Wahrheit, Peter. Vielleicht schreibst du am besten gar nichts.“

„Ja, damit gar nichts aus mir wird!“

„Wenn du aber dein Gewissen Stück um Stück hingibst, glaubst du, daß dann etwas aus dir wird?“

Warum war Peter nur so störrisch? Der Vater spürte, wie sich der Junge dagegen wehrte, die Dinge nüchtern zu betrachten, und wie ihr Verhältnis immer gequälter und gespannter wurde. Aber durfte er deshalb seine Verantwortung als Vater aufgeben?

„Peter, du willst ein Musiker werden, ein Lehrer, ein Künstler. Wenn du aber die Karriere mit deiner Seele erkaufst, ganz gleich wie gut du spielst, wie berühmt du sein wirst - dann wirst du immer ein Nichts bleiben. Und was das Schlimmste daran ist -, du wirst es selber wissen!“

6

Seit Jahr und Tag stand Pastor Gottfried Sonntag morgens sehr früh auf, weil er gern vor dem Gottesdienst noch in aller Ruhe nachdenken wollte.

Wenn er sich gut vorbereitet und richtig ausgeglichen fühlte, las er seinen Predigttext ein letztes Mal durch und betete darum, daß Gottes Gedanken in seinen Worten an allen Hörern wirksam werden möchten. Trotz allen Anfechtungen der Zeit war Gottfried glücklich, Pfarrer zu sein. Arbeit und innerste Neigung stimmten bei ihm genau überein, und er war überzeugt, von Gott selbst in sein Amt berufen zu sein.

Noch einmal überprüfte er die Blätter seiner Predigt und vergewisserte sich, daß die Lesezeichen in Bibel und Gesangbuch an den richtigen Stellen lagen. Dann überlas er noch einmal die Lieder, die er ausgesucht und Herrn Kraus und dem Organisten angegeben hatte. Plötzlich war ihm, als sei das gewählte Lied vor der Predigt zu schwach für den Text; er suchte und fand ein anderes, das besser paßte. Ja, dachte er, das trifft den Inhalt der Predigt schon eher.

*Wer nur den lieben Gott läßt walten
und hoffet auf ihn allezeit,
den wird er wunderbar erhalten
in aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
der hat auf keinen Sand gebaut.*

*Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
verricht das Deine nur getreu
und trau des Himmels reichem Segen,
so wird er bei dir werden neu.
Denn welcher seine Zuversicht
auf Gott setzt, den verläßt er nicht.*

Er ging zur Tür und rief nach Peter. Gleich darauf ertönte Peters Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Was ist, Vater?“

„Lauf doch, bitte, zur Kirche hinüber und sag Herrn Lange, daß wir Lied 353 statt 186 vor der Predigt singen werden.“ Er schrieb die Zahl auf ein Stück Papier. „Sag auch Herrn Kraus, er möchte die Nummern an den Tafeln auswechseln. Aber erledige es bitte gleich, damit es noch rechtzeitig geändert werden kann.“

Als Peter hinausging, mußte sein Vater wieder einmal daran denken, wie schön es gewesen wäre, wenn sein Sohn nicht Musik, sondern Theologie zu seinem Beruf gewählt hätte. Aber er hatte diesen seinen Lieblingswunsch in den letzten Jahren nicht mehr erwähnt, denn er wollte nicht, daß Peter sich in irgendeiner Weise verpflichtet fühlte, seinem Vater beruflich zu folgen. Wollte Gott den Jungen in seinen Dienst rufen, so würde Peter das eines Tages selbst merken. Inzwischen war die Musik vielleicht ein gutes Mittel, ihn in der Kirche zu halten. Und wurde er Pianist, so war jedenfalls der Herzenswunsch seiner Mutter erfüllt.

In diesem Augenblick trat Maria lächelnd in die Studierstube. „Der Gottesdienst beginnt in einer Viertelstunde, da kannst du in Ruhe noch eine Tasse Kaffee trinken. Wie geht's dir, Friedrich?“

„Danke, gut, Maria. Das heißt, so gut wie jeden Sonntag vor der Kirche. Ich hoffe, daß ich heute mit einem Wort der Hoffnung und der Ermutigung an die Menschen herankomme.“

Sie nickte ihm liebevoll zu und sagte: „Ich mache mich jetzt fertig und gehe in die Kirche hinüber. Das heißt, wenn ich dir nicht in der Sakristei in den Talar helfen soll.“

„Nein, nein, ich werde schon allein fertig. Danke schön. Ich gehe auch gleich.“

Als der Pfarrer aus dem Haus trat, begannen die Kirchenglocken zu läuten. Welch herrlicher Klang! Immer wieder gab es ihm ein erhebendes Gefühl, wenn er den Ruf vom Kirchturm hörte. Während er die Straße überquerte, sah er Gemeindeglieder zum Gottesdienst kommen. Aber es waren nicht viele.

Er benutzte die Seitenpforte und mußte durch die Taufkapelle gehen, um zur Sakristei zu gelangen. Der bedeckte Taufstein ähnelte einem kleinen Kirchturm.

Der Gottesdienst begann mit der vertrauten Liturgie und in der Ordnung, die zu Friedrich Gottfrieds Leben als Diener des Evangeliums gehörte. Auch die Gemeinde schöpfte Kraft aus ihrer Anteilnahme am Zwiegespräch zwischen Gläubigen und Gott, den anzubeten sie gekommen waren. Als sie, wie jeden Sonntag, sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe“, schienen die Menschen vom Zusammenklang ihrer Stimmen emporgehoben zu werden.

Während das Predigtlied gesungen wurde, schritt Friedrich Gottfried gemessenen Schrittes zur Kanzel, nachdem er zuvor in der Sakristei still gebetet hatte. Während der letzten Strophe blickte er auf die singende Gemeinde hin-

ab. Auf einzelnen Gruppen ließ er seinen Blick kurz ruhen. Dort saß Maria, die stolz zu ihm aufblickte, neben ihr Peter, der mit der Gemeinde sang. Auf der anderen Seite erblickte er die Frau in Trauerkleidung, deren Mann ein christliches Begräbnis verweigert worden war, und Frau Zingler, die das Gesangbuch dicht vor die Augen hielt. Anneliese, die neben ihr saß, schien heute morgen ein wenig traurig zu sein. Buchdrucker Marschall und seine Tochter Hildegard sangen das Lied auswendig. Auch die anderen waren da: der Friseur, Herr und Frau Dörfel, Bauer Kesselmaier mit seiner Familie; und ganz hinten am Portal stand als ‚Türwächter im Hause des Herrn‘ der freundliche alte Herr Kraus.

„Als Jesus Christus am Ölberg seinen Jüngern zum letztenmal erschien, sagte er zu ihnen: *Ihr werdet meine Zeugen sein bis an das Ende der Welt.*‘ Heute werden dieselben Worte an uns gerichtet. Aber was bedeutet das: Sein Zeuge sein? Es bedeutet, daß wir wahr und offen zu andern von unserm Gott reden müssen - zu Hause und am Arbeitsplatz. Und gewiß wird euer einfaches Zeugnis von Atheisten und Ungläubigen viel stärker beachtet werden als meine Predigt von der Kanzel. Aber nicht nur Worte werden von uns verlangt - auch durch unsere Taten legen wir Zeugnis ab.“

Pastor Gottfrieds Stimme klang warm und herzlich. Ihn beflügelte die Empfindung, daß er diesen Menschen nicht nur predigte, sondern auch auf eine geheimnisvolle Weise mit ihnen verbunden war. Er fühlte, wie sie seiner Predigt folgten, und als er all die aufmerksamen Gesichter unter sich sah, sagte er voller Verständnis: „Ich weiß, es ist nicht leicht. Aber war es denn jemals leicht, dieses Gebot Christi zu befolgen: *Ihr sollt meine Zeugen sein bis an das Ende der Welt?*“

Wir die wir uns sooft für bedauernswert halten, sind wir nicht in Wirklichkeit reich gesegnet? In vielen Teilen

der Welt denkt man heute, ein Christ zu sein, sei eben üblich und bequem und manchmal außerdem höchst nützlich. Aber was anderswo eine Selbstverständlichkeit ist, bedeutet für uns hier in Osterstadt ein ganz besonderes Bekenntnis zu unserem Heiland.

Allein dadurch, daß ihr in aller Öffentlichkeit in unser Gotteshaus gekommen seid, habt ihr bewiesen, daß euch nichts von ihm zu trennen vermag. Durch euer Festhalten an der Taufe, der Konfirmation, der christlichen Ehe, dem christlichen Begräbnis, am Abendmahl, habt ihr euch voll und ganz bekannt: „Ich bin Gottes Kind - und sein Wille geschehe!“

Pastor Gottfried schwieg eine Weile und blickte in die vor ihm liegende Bibel. „Ich weiß, es ist in unsrer Zeit keine leichte Entscheidung - aber unser heutiger Text deutet auf Zeiten hin, in denen noch weit mehr von uns gefordert werden wird. Im 24. Kapitel des Matthäusevangelium spricht der Herr: *„Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, von dem gesagt ist durch den Propheten Daniel, alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Land ist; und wer auf dem Dach ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seinen Mantel zu holen.*

Denn Himmel und Erde, sagt uns der Herr, werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen. Darum wachet und betet, denn ihr wisset nicht, wann die Zeit kommen wird.“

Während das Orgelnachspiel erklang, schritt der Pastor durch das Mittelschiff auf das Portal zu, schaute in die Gesichter, die sich ihm von beiden Seiten zuwandten, dann suchten seine Augen den fremden Mann, den er von der Kanzel aus in der vorletzten Bank erspäht hatte, doch der Unbekannte war offenbar vorzeitig gegangen. Die Gemeinde wartete ehrerbietig stehend, bis der Pastor die

Tür erreicht hatte. Herr Kraus hatte die großen Flügel schon geöffnet und gab als erster dem Pfarrer die Hand. Ungefähr zehn Minuten lang kam einer nach dem anderen an ihm vorüber, und mit den meisten wechselte er ein paar Worte. Die kürzlich verwitwete Frau weinte. Herr Marschall und seine Tochter Hildegard drückten dem Pastor besonders fest die Hand. Das sind prachtvolle Menschen, dachte er, während er für ein paar glückliche Augenblicke inmitten seiner treuesten Gläubigen weilte.

Der Montag war für Pastor Gottfried ein besonderer Tag. Es war sein Ruhetag, zumindest theoretisch. Schon als junger Vikar hatte er versucht, den Montag der Entspannung vorzubehalten, doch ließ sich das nur selten mit den vielen Anforderungen vereinbaren, die an ihn gestellt wurden. Gleichwohl hatte der Tag noch seine besondere Bedeutung, und Maria nahm soweit wie möglich darauf Rücksicht.

An diesem Montag wollte es Pastor Gottfried jedoch nicht gelingen, sich zu entspannen. Er unternahm einen ausgedehnten Spaziergang am See entlang und durch die nahen Wälder, der ihm zwar neue Kraft und einen guten Appetit schenkte, doch war er immer noch ruhelos, als er mittags zurückkam. Maria überredete ihn, sich nach dem Mittagessen ein wenig hinzulegen, aber er konnte keinen Schlaf finden. Am Nachmittag saß er auf der Veranda, las eine Weile und hörte dann ein ausgezeichnetes Rundfunkkonzert aus Berlin.

Nach dem Abendessen beschloß er, einige Briefe zu schreiben, die er seit Tagen aufgeschoben hatte. Am wichtigsten war der an Bischof Feld. Lange saß er am Schreibtisch und dachte über den Bericht nach, den er seinem Bischof geben wollte. Bei allem, was er schrieb, mußte er vorsichtig sein, nicht nur um seinetwillen, sondern auch

wegen des Bischofs. Er wußte ja nie, ob seine Briefe mitgelesen oder bei einer späteren Gelegenheit beschlagnahmt wurden; und wenn man ihm übel wollte, konnte selbst die harmloseste Bemerkung falsch ausgedeutet werden.

Er hörte Schritte auf der Treppe. Jemand klopft an und öffnete sofort. Es war Maria.

„Friedrich, du hast Besuch.“

Er sah sie erstaunt an und erhob sich vom Schreibtisch, während sie einen jungen Mann hereinließ. Es war der Volkspolizist, der schon einmal dagewesen war, doch trug er heute keine Uniform.

„Das ist Wachtmeister Lüdtkke. Diesmal ist er an die Hintertür gekommen“, sagte Maria, während sie das Arbeitszimmer verließ und die Tür hinter sich schloß.

Der junge Mann wirkte verstört und verängstigt. Der Pfarrer verspürte ein lebhaftes Mitgefühl für seinen Gast und konnte doch den Gedanken nicht loswerden, daß Lüdtkke der Volkspolizei angehörte - ob er nun Uniform trug oder nicht. Ebensogut konnte er auch für den Staatssicherheitsdienst arbeiten.

„Na also, Herr Lüdtkke, setzen Sie sich und sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben.“

Lüdtkke blieb stehen und sprudelte in seiner sichtlichen Aufregung hervor: „Als ich vom Dienst abgelöst wurde, habe ich gerade noch was gehört. Ich finde Sie sollten wissen, daß der Parteisekretär zum Inspektor gesagt hat...“

Schnell unterbrach ihn der Pfarrer. „Einen Moment, bitte! Ich bin erst kürzlich über den Umgang mit weltlichen Behörden belehrt worden. Als Beamter sollten Sie wissen, daß Sie mir keine Gerüchte hinterbringen dürfen. Also, was wollen Sie wirklich von mir?“

Der junge Mann begann unruhig auf und ab zu gehen. „Ja, das ist so. Seit der Kleine geboren ist, habe ich kaum noch Ruhe gefunden. Meine Frau und ich haben uns Tag

und Nacht den Kopf zerbrochen. Ich hab' schon so oft vor Ihrer Tür gestanden, daß das Pflaster sicher abgetreten ist. Es gibt einfach keinen Weg außer diesem.“

„Bitte, bitte, Herr Lüdtke“, drängte der Pfarrer freundlich, „nun sagen Sie mir schon, was Sie bedrückt.“

„Es ist sehr hart, ein Christ zu sein, wenn man es immer verheimlichen muß. Ich muß nun mal ihr Spiel mitspielen, sonst verliere ich meine Stellung.“ Im Bestreben, seine Lage zu erklären, sprudelte er die Sätze nur so heraus. „Helene und ich haben versucht, in der Kirche zu bleiben. Wir sind kirchlich getraut. Aber sie haben uns gezwungen auszutreten.“

Der Pastor studierte das Gesicht seines Besuchers und wartete geduldig, bis der zum Zweck seines Besuches kam.

„Glauben Sie mir, Herr Pastor, das Einzige, worum ich Sie bitte, ist: Taufen Sie mir mein Kind!“

Das war es also, was den Polizisten bedrückte, der bei der Nacht gekommen war wie ein Nikodemus! Gottfried wußte genau, daß der Besucher ihm nichts vormachte. „Ich glaube Ihnen, mein Freund“, sagte er und lächelte ihm zu, während er in seinem Kalender blätterte.

Gerade wollte er den nächsten Sonntag vorschlagen, als er die Türglocke läuten hörte. Er wartete und horchte. Seine Frau kam die Treppe heraufgelaufen und trat eilig ins Zimmer.

„Friedrich, der Polizeiinspektor!“ Schon war sie wieder hinaus und die Treppe hinunter.

Erschrocken sprang der Pastor auf und schaute Lüdtke ins Gesicht. „Haben Sie etwas damit zu tun?“ fragte er leise.

Der Polizist war wie von Sinnen. Er packte den Pfarrer beim Arm und flüsterte: „Ich hab' doch versucht, es Ihnen zu sagen. Ich muß unbedingt hier raus!“

Gottfried hörte seine Frau unten im Flur mit Inspektor Hermann sprechen. Er wußte, wenn er jetzt nicht sofort

handelte, dann kam der Wachtmeister dem Inspektor Hermann unter die Augen. Hatte man ihm hier eine Falle gestellt? Spielten die beiden Vertreter der Polizei nur ihre Rollen, die ein meisterlicher Regisseur im Voraus festgelegt hatte? Es blieb keine Zeit zu langen Erwägungen. Nur einen Platz gab es, an dem Lüdtke sich verbergen konnte: den Balkon. Der Pastor stieß ihn fast hinaus und hatte nicht einmal mehr Zeit, die Tür zu schließen, denn er hörte bereits den Inspektor die Treppe heraufkommen. Gottfried war gerade an seinen Schreibtisch zurückgekehrt und bemühte sich, recht ruhig zu erscheinen, als Inspektor Hermann eintrat.

„Guten Abend, Herr Pastor!“

Der Pfarrer brachte ein leichtes Lächeln zustande und sagte: „Ah, Herr Inspektor! Keinerlei Empfangsfeiern heute abend, wie Sie sehen.“

„Kann ich Sie einen Augenblick sprechen, Herr Pastor?“

„Bitte, treten Sie ein.“ Er bot dem Besucher einen Stuhl an, doch der Inspektor lehnte mit einer knappen Handbewegung ab.

„Eine Empfehlung von Parteisekretär Rettmann, und Sie möchten doch morgen bei ihm vorbeikommen.“

„Um welche Zeit?“

„Ganz wie es dem Herrn Pastor paßt.“

„Gut.“

Der Inspektor lächelte höflich und wandte sich zum Gehen. Gottfried hielt ihn mit einer Frage zurück. „Können Sie mir zufällig sagen, worum es sich handelt?“

Der Inspektor sah sich im Zimmer um. „Also, Herr Pastor, wenn Herr Rettmann mich holen ließe“, er sah seinem Gegenüber scharf ins Auge, „dann würde ich dieser Aufforderung nachkommen und mich auf ein paar Fragen gefaßt machen. Guten Abend, Herr Pastor!“

Friedrich Gottfried wartete, bis er sicher war, daß der Inspektor das Haus verlassen hatte, dann ging er zur



*Der Inspektor . . . sah seinem Gegenüber scharf ins Auge.
„Wenn Herr Rettmann mich holen ließe, dann würde ich die-
ser Aufforderung nachkommen und mich auf ein paar Fragen
gefaßt machen!“*

Balkontür und winkte Herrn Lüdtker, wieder hereinzukommen.

Der Wachtmeister sah den Pfarrer hilflos an. „Ich wollte es Ihnen ja erzählen . . . es ist wegen . . .“

Der Pfarrer hob abwehrend die Hand. „Bitte!“ Er durfte seinen Kopf nicht mit Befürchtungen und Überlegungen belasten und mußte ihn klar behalten für seine unmittelbaren Amtspflichten. „Also, wie ist das mit der

Taufe? Jedes Kind hat das Recht, getauft zu werden, was immer diese Menschen auch sagen mögen.“

Der Polizist zeigte deutlich seine Erleichterung, daß diese Last endlich von seinem Herz war. „Danke, Herr Pastor!“

Das Lächeln verschwand, und Lüdtkke sagte in einem Ton, der um Verzeihung bat: „Die sozialistische Namensgebung auf dem Standesamt ist für übermorgen angesetzt. Könnte die Taufe nicht vorher sein?“

Nicht nur in die kirchlichen Belange von Trauung und Beerdigung ist die Partei eingebrochen, dachte Gottfried, sie versucht auch, die Jugendweihe an die Stelle der Konfirmation zu setzen, und jetzt hat sie auch die Namensgebung eingeführt und legt den Eltern nahe, ihre Kinder lieber zu dieser sozialistischen Feier als zur christlichen Taufe zu bringen.

„Sie wissen doch, Herr Pastor, meine Stellung“, fügte Lüdtkke verlegen hinzu. „Die Taufe muß geheim bleiben!“

„Schließlich sind wir hier keine kleinen Kinder in der Sonntagsschule, Herr Pastor!“ Der Mann, der diese Worte sprach, war von Rettmann als Staatsanwalt vorgestellt worden. Die Unterredung fand im Büro des Parteisekretärs statt, das Gottfried schon von zwei früheren Besuchen her kannte. Wieder war Herr Rettmann der Gastgeber, doch diesmal zeigte er nicht sein wohlwollendes Lächeln. Den Rücken zum Zimmer gewandt, sah er aus dem Fenster und hörte der Vernehmung zu.

Der Staatsanwalt wies mit dem Finger auf den Pfarrer, der als einziger saß, und bellte: „Wissen Sie, welche Strafe auf Republikflucht steht?“

„Natürlich, Gefängnis. Aber . . .“

„Viele Jahre!“ bekräftigte der Staatsanwalt. „Und Anstiftung zur Flucht ist ebenfalls strafbar, Herr Pastor!“

Mit einer Handbewegung winkte er einen Mann heran, der bisher im Hintergrund des Zimmers gestanden hatte. Gottfried wandte sich ihm zu und hatte das Gefühl, diesen Mann kürzlich irgendwo gesehen zu haben. Irgend etwas hatte er mit diesem Mann zu tun gehabt! Aber wo war er ihm begegnet? Wann?

Der Unbekannte hatte ein langes, schwermütiges Gesicht mit großen, ausdruckslosen Augen. Gehorsam las er aus seinem kleinen schwarzen Notizbuch vor: „Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Land ist; und wer auf dem . . .“

Der Staatsanwalt wandte sich wieder an den Pastor und sagte mit schneidender Stimme: „Ist das nicht deutlich genug?“

Friedrich Gottfried fühlte Zorn in sich aufsteigen und erwiderte scharf: „Aber Sie reißen die Sätze einzeln heraus! Sie müssen sie im Zusammenhang mit dem ganzen Abschnitt lesen! Es handelt sich um das Jüngste Gericht, an dem ein jeder von uns sich vor Gott verantworten muß.“ Gottfried schwieg und sah die Männer im Raum einen nach dem anderen an: den Staatsanwalt, den Inspektor, den Spitzel, Herrn Rettmann -, dann sagte er langsam und abwägend: „Aber wie komme ich eigentlich dazu, mich vor Ihnen zu verantworten, weil ich Gottes Wort predige?“

Bei dieser Frage fuhr Rettmann herum und sah dem Pastor zum erstenmal ins Gesicht. „Aus dem gleichen Grund, aus dem heraus Ihr Vorgänger es tun mußte, Herr Pastor!“

„Weil Sie Ihre Kanzel zu politischen Zwecken benutzen!“ setzte der Staatsanwalt hinzu.

„Zu politischen Zwecken? Das ist ja Wahnsinn!“

„Das werden wir gleich sehen“, sagte der Staatsanwalt voller Tücke, während er ein paar Schritte nähertrat.



Friedrich Gottfried fühlte Zorn in sich aufsteigen . . . „Aber wie komme ich eigentlich dazu, mich vor Ihnen zu verantworten, weil ich Gottes Wort predige?“

„Als bald nach Ihrer herzbewegenden Predigt, Herr Pastor, hat sich einer ihrer vertrautesten Mitarbeiter in den Nachmittagszug gesetzt und ist nach Berlin gefahren. Wie berichtet wurde, hat er sich mit seiner Tochter in ein sogenanntes Flüchtlingslager im Westsektor aufnehmen lassen.“

Während Pastor Gottfried zuhörte, überlegte er fieber-

haft, wer das wohl sein könnte. Der Inspektor gab ihm bald Aufschluß.

„Es war der Drucker Marschall, Herr Pastor, einer Ihrer Kirchenältesten! Er hat sich nicht wieder auf seiner Arbeitsstelle eingefunden, und seine Tochter Hildegard war nicht in der Schule.“

Die Gedanken überschlugen sich in Pastor Gottfrieds Hirn. So, also Marschall und Hildegard waren in den Westen gegangen! Was wird das für meine Gemeinde bedeuten? Und was für den armen Mann und seine Tochter? Und was für mich, der ich hier vernommen werde, offenbar um mir zu beweisen, daß ich sie zur Flucht ermuntert oder sie dazu ‚angestiftet‘ hätte?

„Und jetzt soll ich für das Verhalten dieser gemarterten Seelen die Verantwortung übernehmen?“ Der Pfarrer sah dem Staatsanwalt offen ins Gesicht, wodurch dieser sich aber nicht aus der Fassung bringen ließ. „Gut - ich nehme sie auf mich!“

Der Staatsanwalt hob überrascht die Augenbrauen, und der Inspektor konnte nicht verhindern, daß sein Gesicht triumphierend aufleuchtete, als er zu Rettmann hinüberblickte, doch die folgenden Worte des Pastors ließen ihn erstarren.

„Aber nicht für das, was Sie mir vorwerfen: Daß ich sie heimlich zur Flucht angestiftet hätte, - sondern weil ich als Pastor versagt habe.“ Wieder sah er die anderen an, und in seine Stimme kam deutlicher Widerwille. „Mich zu beschuldigen, mein Predigtamt, meine Kanzel benutzt zu haben, um das Gesetz zu brechen . . .“

In dem Moment trat Rettmann an seinen Schreibtisch und sagte: „Pastor Gottfried, Sie haben ein Recht auf Einsicht in das gesamte Beweismaterial.“ Er nahm einen Aktendeckel vom Tisch und zog ein Blatt daraus hervor.

„Mit dem Schulfragebogen sind Sie ja vertraut. Der Inspektor hat dies im Zimmer der Tochter gefunden.“ Er

ging die Paar Schritte zum Stuhl, auf dem Gottfried inmitten des Zimmers saß, und händigte dem Pfarrer den Fragebogen aus. Der Pfarrer kannte ihn gut, denn er hatte den Bogen sorgfältig gelesen, als er unter den Kirchenältesten herumgereicht wurde, und hatte kürzlich auch ein Exemplar davon bei Peter gesehen.

„Würden Sie bitte so freundlich sein, die Antwort auf Frage 7 genau zu lesen, Herr Pastor? ‚Was hat meine gesellschaftliche Entwicklung am stärksten beeinflusst?‘“

Laut las der Pastor vor, was das Mädchen in seiner sauberen, eigenwilligen Handschrift niedergeschrieben hatte: „Meine Familie, mein Glaube, mein Pastor.“

„Nun, wie wollen Sie sich da ’rausreden, Herr Pastor?“ fragte der Staatsanwalt.

„Ich könnte Sie wohl kaum überzeugen, was immer ich sagen würde.“

Herr Rettmann lächelte bei diesen Worten dienstefrig und riß die Führung des Gesprächs an sich. Herablassend erklärte er dem Staatsanwalt, er sei überzeugt, daß Pastor Gottfried völlig aufrichtig sei und den Umgang mit ‚Verbrechern‘ in seiner Position wohl kaum vermeiden könne. Dann wandte er sich blitzartig an den Pfarrer und sagte mit großer Schärfe: „Ihre Predigt war allerdings höchst unvorsichtig! Wir haben schon einmal über dieses Thema gesprochen. Es muß endgültig das letzte Mal gewesen sein!“

Damit war der Pastor entlassen. Während er aus dem Dienstzimmer trat und den Flur entlang zum Ausgang schritt, stieg Empörung und Abscheu in ihm hoch. Er war verwirrt und beschämt, erzürnt und traurig, und er hatte das Gefühl, als hätte ihn alle seelische und geistige Spannkraft verlassen.

Helene Lüdtkke legte die Babysachen auf dem Bett zu-
recht. Noch einmal betrachtete sie das lange Taufkleid,
das ihr die Schwiegermutter geschickt hatte. Wie schön,
daß der kleine Hans dasselbe Taufkleid tragen konnte, in
dem sein Vater vor dreißig Jahren getauft worden war.
Als ihr Mann von seinem Besuch beim Pfarrer heimge-
kommen war, hatte sie vor Freude geweint. Und vielleicht
wogen diese Freudentränen ein wenig die Tränen der
Angst auf, die sie vergossen hatte, als ihr klar geworden
war, daß der Kleine unter allen Umständen zur sozia-
listischen Namensgebung gebracht werden mußte.

Ihr Mann mußte gleich nach Hause kommen. Es wurde
Zeit, daß sie den kleinen Hans weckte und für die Taufe
anleidete.

Ah, wenn es doch möglich wäre, den Jungen an einem
Sonntagvormittag während eines richtigen Gottesdienstes
taufen zu lassen, wie es eigentlich sein sollte! Der Gedan-
ke, daß sie heimlich in der Dunkelheit zur Kirche schlei-
chen mußten, stimmte sie traurig.

Der Volkspolizist stürmte die Treppe zur Zweizimmer-
wohnung hinauf, in der seine Frau und der kleine Sohn
auf ihn warteten. Inspektor Hermann hatte ihn gebeten,
länger zu bleiben und einige Berichte fertigzustellen, die
Rettmann am nächsten Morgen brauchte. Ausgerechnet
heute! Schnell erzählte er Helene von diesem Mißgeschick,
und beide wußten, daß sie sich nun sehr beeilen mußten.
Er zog die Uniform aus und holte den Zivilanzug aus
dem Schrank, während die Mutter dem Säugling das
Taufkleid des Vaters anzog.

„Sollen wir den Kinderwagen nehmen?“ fragte Helene
ihren Mann.

„Nein, ich werde ihn tragen. Gib mir eine Decke. Bist
du fertig? Ich bin soweit.“

Niemand sah den jungen Volkspolizisten, der mit Frau
und Kind durch die dunklen Gassen zur Kirche hinauf-

eilte. Sie fanden die Seitentür geöffnet. Beide schauten sich vorsichtig um und vergewisserten sich, daß kein Mensch in der Nähe war; dann schlüpfen sie in das dämmerige Gotteshaus.

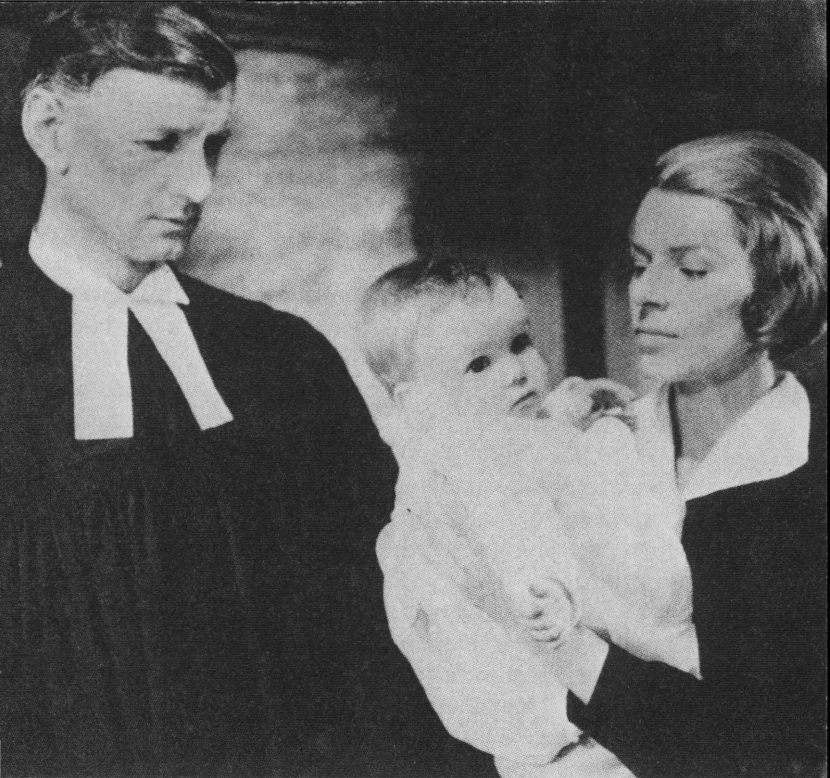
Das Baby war unruhig, und sein Weinen hallte überlaut durch die leere Kirche. Dann ertönte eine warme, beruhigende Stimme aus dem Dunkel: „Guten Abend! Es ist alles vorbereitet.“

Der Pfarrer riß ein Streichholz an und entzündete damit die Kerze, die Herr Kraus hielt. Auch Frau Gottfried war da und trat herzu, um Frau Lüdtkke zu begrüßen. Peter stand stumm neben seinem Vater.

„Gleich muß hier eine Streife vorbeikommen“, sagte Herr Lüdtkke nach einem Blick auf die Armbanduhr. „Vielleicht warten wir noch besser, bis sie vorbei ist.“

Peter erbot sich, am Fenster nach der Streife auszuschaun, und die übrigen bereiteten im spärlichen Licht der Kerze den Taufakt vor. Frau Gottfried schlug vor, daß sie einstweilen mit dem Täufling und der Mutter in die Sakristei gehen könne. Der Küster zog an einer schweren Kette, und der turmartige Deckel des Taufbeckens schwebte langsam in die Höhe. Das Taufbecken war ein Meisterwerk der Steinmetzkunst und tief genug, um ein Kind darin unterzutauchen. So war es in vergangenen Jahrhunderten hier Sitte gewesen. Jetzt aber ruhte über dem tiefen Becken eine kleinere Messingschale, in die der Küster warmes Wasser füllte. Ein reich geschnittes hölzernes Geländer mit einer kleinen Tür umgab den Taufstein.

„Alles klar!“ meldete Peter von seinem Ausguck am Seitenfenster. Der Pfarrer öffnete die Holzpforte zum Taufstein, während Herr Kraus noch einige Kerzen anzündete. Es war vereinbart worden, daß Frau Gottfried den Täufling halten sollte, und so stand sie zur Linken ihres Mannes, während Erich und Helene Lüdtkke den Halbkreis zur andern Seite hin ergänzten.



Das Kind lallte leise vor sich hin. Auch Maria sah auf den Säugling hinab, und die leisen Bewegungen des Jungen und die zarte Gebrechlichkeit, die ihn umgab, riefen in ihr die Erinnerung an das glückliche Gefühl wach, mit dem sie vor über fünfzehn Jahren ihr eigenes Kind in den Armen gehalten hatte.

Pastor Gottfried schlug sein Buch auf, doch waren ihm die Taufworte so vertraut, daß er sie auswendig zu den Menschen sprach, die ihn umstanden. Seine Stimme war ruhig und gedämpft, doch klang aus ihr die ganze Feierlichkeit, die der Stunde angemessen war.

„Unser Herr Jesus Christus hat gesagt: *„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“* - Gehorsam diesem Befehl unseres Herrn bringen wir dieses Kind, Hans Friedrich Lüdtkke, damit es getauft werde auf seinen Namen.“

Helene und Erich blickten ergriffen auf ihr Kind, das leise vor sich hinlallte. Auch Maria sah auf den Säugling hinab, und die leisen Bewegungen des Jungen und die zarte Gebrechlichkeit, die ihn umgab, riefen in ihr die Erinnerung an das glückliche Gefühl wach, mit dem sie vor über fünfzehn Jahren ihr eigenes Kind in den Armen gehalten hatte.

„Ist es euer Wille, daß dieses Kind getauft werde auf den Namen unseres Herrn Jesus Christus, so antwortet mit Ja!“ Der Pfarrer richtete seine Worte zugleich an die Eltern und an Maria, die dem Kind Patin sein sollte.

„Ja!“ sprachen die drei mit fester und stolzer Stimme.

Der Pfarrer gab seiner Frau ein Zeichen. Sie hielt das Kind über das Taufbecken und stützte seinen Kopf sorgsam mit der Hand, während der Pfarrer mit der hohlen Hand ins Wasser fuhr.

„Hans-Erich, ich taufe dich im Namen des Vaters“, wieder senkte er die Hand und ließ das Wasser auf die Stirn des Kindes tropfen, „und des Sohnes“, Wassertropfen fielen ins Becken zurück, und das Geräusch hallte in der weiten Kirche wider, „und des heiligen Geistes. Amen.“

„Hans-Erich Lüdtkke, im Namen des Nationalkomitees für sozialistische Namensgebung der Deutschen Demokratischen Republik überreiche ich dir ein kleines Geschenk ...“

Das gleiche Kind, die gleiche Mutter, die diesmal auf einem Stuhl saß und ihren Säugling auf dem Schoß hielt, der gleiche Vater, der jetzt aber die Uniform der Volkspolizei trug. Nur die Umgebung war eine andere. Die Namensgebung fand im Sitzungszimmer des Rathauses statt, das mit Fahnen und Girlanden, mit der weißen Friedenstaube und einem Spruchband ‚Frieden und Fortschritt durch Sozialismus‘ festlich geschmückt war. Und der diese Namensgebung vollzog, war auch ein anderer. Ein stattlicher Mann mit einem würdevollen grauen Bart, ein Redner, der sich bestens auskannte in den verschiedenen Weihehandlungen, mit denen die Volksdemokratie das Leben ihrer Menschen von der Wiege bis zur Bahre begleiten wollte, um die kirchlichen Zeremonien zu verdrängen, mit denen die Menschen seit Jahrhunderten durch das Leben gegangen waren.

„... Es ist ein Sparbuch über hundert Mark als Anfangshilfe im Leben.“

Bei diesen Worten des Redners brachen die „Getreuen“, die sich versammelt hatten, in Beifall aus: Eine Abordnung der FDJ mit einem Fahnenträger, eine Abteilung der Volkspolizei, Inspektor Hermann, der ein breites Lächeln aufgesetzt hatte, verschiedene Funktionäre aus der VEB Maschinenfabrik, aus der Schule und von den Genossenschaften.

Herr Lüdtke wußte, daß er auf diesen Beifall hin aufzustehen und das Sparbuch aus den Händen des Bärtigen entgegenzunehmen hatte. Ohne Lächeln ging er anschließend an seinen Platz in der ersten Reihe neben Frau und Sohn zurück.

„Liebe Eltern!“ fuhr der Redner fort. „Ihr habt heute nicht nur eurem Sohn einen Namen gegeben, ihr habt ihn gleichzeitig hineingestellt in die Reihen der Kämpfer für Frieden, Fortschritt und Sozialismus!“

7

Vom Pfarrhaus war die Karl-Marx-Schule zu Fuß in zehn Minuten zu erreichen. Trotzdem brach Peter schon eine halbe Stunde vor Unterrichtsbeginn auf, um bei Zinglers vorbeizuschauen und Anneliese abzuholen. Die meisten Jungen seines Alters gehörten der FDJ an, und er hatte Bedenken, mit ihnen engere Freundschaft zu schließen. Anneliese gefiel ihm; denn sie war nicht nur nett, hübsch und lustig, sondern auch zärtlich und verständnisvoll. Peters besondere Lage in Osterstadt schien sie gut zu verstehen, und er nahm ihre Freundschaft dankbar entgegen. Und da sie sich an allem beteiligte, was in der Kirche vorging, konnten sie recht oft beisammen sein.

„Guten Morgen, Peter!“ begrüßte sie ihn an der Haustür. „Hier, sieh dir das mal an. Da steht alles drin über das Jugendtreffen in Berlin.“

In ihrem Bestreben, eine bewußt sozialistische Jugend heranzuziehen, machte das Regime viel Aufhebens von diesem Treffen. Es sei ‚die große Gelegenheit für die besten Kräfte der Jugend, Anerkennung zu finden und ihr Können in den Dienst des Sozialismus zu stellen‘. Der Zeitungsartikel berichtete, Osterstadt werde in diesem Jahr an allen Veranstaltungen des Jugendtreffens teilnehmen.

„Hast du das hier gelesen? Einen Wettbewerb in In-

strumentalmusik gibt es auch“, sagte Anneliese. „Das wäre doch eine Gelegenheit für dich, Peter. Schließlich bist du doch einer der besten Musiker in unserer Stadt.“

Peter sah das Mädchen mit einem nicht ganz echten Lächeln an. „Nein, nein, Berlin ist nichts für mich. Zuviel Politik, fürchte ich.“

Auf ihrem ganzen Schulweg sprangen ihnen überall an Kiosken, in Schaufenstern, an Anschlagtafeln Plakate ins Auge, die auf das Jugendtreffen hinwiesen. Der HO-Laden hatte ein ganzes Schaufenster darauf abgestimmt.

Peter fiel ein, daß sein Vater bereits vor ein paar Tagen eine neue Propagandawelle vorausgesagt hatte. Vorübergehend waren alle Plakate und Spruchbänder verschwunden gewesen, was immer am sichersten auf eine neue Propagandaaktion hindeutete.

Als sie die Schule erreichten, fiel ihnen sofort auf, daß alle Gänge und Treppen festlich geschmückt waren. „Ist heute etwas besonderes los?“ fragte Peter, woraufhin Anneliese nur die Schultern zuckte und ein fragendes Gesicht machte.

Vom andern Ende des Flurs kam ihnen eine Besuchergruppe entgegen. Anscheinend besichtigte irgendein hohes Tier die Schule, denn alle Schüler und Lehrer machten einen weiten Bogen um die Gruppe.

„Gehen wir lieber hier entlang“, sagte Peter und nahm Anneliese bei der Hand, um mit ihr in einen anderen Flur einzubiegen.

An diesem Vormittag wurde für alle Klassen eine Sonderveranstaltung angekündigt. Lehrer, Schüler und die wichtigen Besucher versammelten sich im Schulsaal. Professor Steffl erhielt den Auftrag, das gemeinsame Singen zu leiten. Das blaue Liederbuch der FDJ wurde ausgeteilt, und dann sang man die Nationalhymne der Deutschen Demokratischen Republik und anschließend die Internationale, das Kampflied der Kommunisten in aller Welt.

Peter hatte den Eindruck, daß die Musik heute viel mehr politische Bedeutung hatte als sonst.

Herr Starke kündigte an, man werde gemeinsam einen Film sehen, und rief damit ein erwartungsfreudiges Rausen hervor. Peter und Anneliese gefiel der Film, der Szenen von früheren Jugendtreffen zeigte.

Als er sah, was die Delegierten alles auf den Jugendfestspielen erlebten, erwachte in Peter unwillkürlich der Gedanke, er könnte vielleicht, nur vielleicht, doch mit zum Jugendtreffen fahren. Doch gleich darauf wurde ihm klar, daß dies nie möglich war. Trotzdem fesselte ihn ganz besonders der Teil des Filmes, in dem der Musikwettbewerb gezeigt wurde und daran anschließend die feierliche Preisverteilung durch Walter Ulbricht.

Kaum war der Film zu Ende, da trat ein grauhaariger Mann lächelnd ans blumengeschmückte Rednerpult. Anneliese stieß Peter an und flüsterte ihm zu: „Das ist Herr Rettmann!“ Daraufhin betrachtete ihn Peter besonders aufmerksam, denn er wußte, daß sein Vater schon mehrfach mit dem mächtigen Parteisekretär Auseinandersetzungen gehabt hatte.

„Schüler! Hiermit möchte ich euch Genossin Laube vom Zentralkomitee vorstellen. Sie ist eigens aus Berlin gekommen, um mit euch über das Jugendtreffen zu sprechen.“

Überrascht stellte Peter fest, daß es sich bei dem hohen Besuch nicht um einen alten, verstaubten Bürokraten handelte, sondern um eine reizende, junge, elegant gekleidete Frau. Anmutig und gelassen stand sie vor ihren Zuhörern, die sie mit herzlichem Beifall begrüßten, dann beugte sie sich herab, um einen Blumenstrauß entgegenzunehmen, den ihr eine kleine Schülerin überreichte.

„Liebe junge Freunde!“ begann sie ihre Ansprache. „Ich hoffe, der Film von dem letztjährigen Jugendtreffen hat euch gefallen. Ich nehme an, er hat euch allen, die ihr da-



Überrascht stellte Peter fest, daß es sich bei dem hohen politischen Besuch nicht um einen alten, verstaubten Bürokraten handelte, sondern um eine reizende, junge, elegant gekleidete Frau.

bei wart, dieses große, begeisternde Erlebnis ins Gedächtnis zurückzurufen. Und ich weiß auch, daß diejenigen, die nicht dabei waren, um so mehr darauf brennen, in diesem Jahr mitzumachen. Was ich heute hier in Osterstadt sehen durfte, hat großen Eindruck auf mich gemacht und mir gezeigt, daß in eurer Stadt und in eurer Schule ein echter fortschrittlicher Geist herrscht. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Delegation eurer Jugendgruppe Oster-

stadt Ehre machen wird, und ebenso der VEB Maschinenfabrik, die sich erfreulicher Weise bereit erklärt hat, die Patenschaft für eure Delegation zu übernehmen.“

Als sie später den Saal verließen und in ihre Klassen zurückgingen, war Peter voller widerstreitender Gefühle. Einerseits lockte es ihn, an einem solchen Jugendtreffen teilzunehmen, andererseits wußte er ganz genau, daß es für ihn überhaupt nicht in Frage kam. Bevor er in die Klasse trat, warf er einen Blick auf die Wandzeitung neben der Tür und fuhr zusammen. Da war wieder sein Bild! Diesmal diente er als Blickfang für eine Zusammenstellung zum Thema ‚Die Jugend gehört dem Sozialismus‘!

Beim Unterricht knüpfte Herr Starke an die Versammlung an und sagte: „So, jetzt geht es also auf das Jugendtreffen zu! Genossin Laube hat uns mit ihrem Kommen bewiesen, daß auch ein Städtchen wie Osterstadt zählt.“

Der Lehrer ging an seinen Tisch und nahm einige Papiere in die Hand. Alle sahen sofort, daß es sich um die bekannten Fragebogen handelte. Starke blickte mit einem Augenzwinkern in die aufmerksamen Gesichter seiner Jungen und Mädchen. „Die ersten Fragebogen sind ausgefüllt bei mir abgegeben worden. Ich muß sagen, die Antworten sind sehr zufriedenstellend. Offensichtlich beweist die Osterstädter Jugend politische und gesellschaftliche Reife.“

Peter hätte fast mit Sicherheit sagen können, welche Klassenkameraden ihre Fragebogen bereits abgeliefert hatten. Einige FDJler konnten ihren Stolz kaum verbergen.

„Allerdings wurde ich leider von mehreren von euch gefragt, was ihr schreiben sollt und mit welchen Worten. Ich war etwas überrascht, daß es da irgendwelche Probleme gibt, denn die Antworten sind doch für jeden vollkommen klar. Nehmen wir also zum Beispiel die Frage Nr. 1:

„Welches waren die wichtigsten Ereignisse in meinem Leben?“

Er legte die Bogen auf den Tisch zurück und begann, vor der Klasse lässig auf und ab zu gehen, wie er es gern tat.

„Wenn ich das in eurem Alter gefragt worden wäre, dann wäre mir die Antwort äußerst schwer gefallen. Denn meine Jugend verbrachte ich unter der Diktatur der Nazis und während eines furchtbaren Krieges. Abgesehen von einigen kleinen Familienfesten war das einzige freudige Erlebnis in meiner Erinnerung der ersehnte Einmarsch der Truppen unserer sowjetschen Freunde, die uns von dem schrecklichen Alptraum befreiten. Ihr habt es da besser getroffen. Ihr dürft in einer Zeit des Aufbaus und der Vollendung aufwachsen. Vor euren Augen wächst eine neue Gesellschaftsordnung heran, deren Ziel der Friede und der Wohlstand für alle ist.“

Die Worte kommen mir vertraut vor, dachte Peter. Ihm wurde bewußt, daß aus jedem Satz, den der Lehrer sprach, die Parteilinie herausklang. Dabei wirkten Herr Starkes Worte so persönlich, so echt und aufrichtig, daß Peter unwillkürlich von diesem Zeugnis beeindruckt war.

Der Lehrer wählte einen Fragebogen aus.

„Ich möchte euch natürlich nicht beeinflussen, aber vielleicht wüßtet ihr gern, wie Dehmert die erste Frage beantwortet hat.“

„Die wichtigsten Ereignisse meines Lebens“, begann Dehmert mit selbstbewußter Stimme von seinem Bogen abzulesen, „waren mein sechster Geburtstag, weil ich alt genug wurde, um bei den Jungen Pionieren einzutreten; mein vierzehnter Geburtstag, weil ich mein Jugendgelöbnis auf den Arbeiter -und Bauernstaat ablegen durfte, und außerdem wurde ich an diesem Tag als jüngstes Mitglied in die Fußballmannschaft der Schule aufgenommen; und mein fünfzehnter Geburtstag, denn an diesem Tage wurde

ich in die Gemeinschaft der Freien Deutschen Jugend aufgenommen. Ich möchte noch hinzufügen . . .“

Herr Starke unterbrach Dehmert und nahm den Fragebogen zurück.

„So, das wird euch vielleicht eine Anregung geben. Schönen Dank, Dehmert. Und strengt euch ein bißchen an und gebt eure Fragebogen alle noch vor dem Jugendtreffen in Berlin ab.“

Voller ernster Gedanken ging Peter nach Hause. Jugendtreffen und Fragebogen beschäftigten ihn sehr. Nein, es ist einfach ungerecht, dachte er, es ist einfach ungerecht, immer von allem ausgeschlossen zu sein. Ja, wenn wir im Westen wohnten, dann könnte ich mich in aller Freiheit auf mein Musikstudium vorbereiten, ohne immer genau dieses oder jenes tun zu müssen, was die Regierung gerade verlangt. Es muß wunderbar sein da drüben!

Oft genug hatte Peter westliche Rundfunksendung gehört, wenn auch nicht bei voller Lautstärke. Die Fernsehsendungen aus der Bundesrepublik hatten ihn schon immer gereizt, und einmal hatte er bei Zinglers die Tagesschau gesehen, aber Herr Zingler hatte seiner Tochter deswegen Vorwürfe gemacht. Es sei nicht erwünscht, hatte er erklärt, Freunde zu Fernsehsendungen einzuladen, die nicht aus Mitteldeutschland stammten.

Peter malte sich aus, wie herrlich es sein müßte, in aller Öffentlichkeit sagen zu dürfen, was man dachte, tun zu dürfen, was man wollte, und lesen und ansehen zu können, wozu man Lust hatte.

Er war noch nicht ganz beim Pfarrhaus angelangt, da hörte er Orgelmusik aus der Kirche. Als er hinüberschaute, kam gerade eine alte Frau aus dem Hauptportal. Also würde wohl sein Vater dort sein. Jeden Donnerstag hielt er eine Andacht als Ersatz für die Abende des Frauen-

kreises, die regelmäßig stattgefunden hatten, bis die Behörden dagegen eingeschritten waren. Der Junge sah den Vater an der Kirchentür stehen und ging auf ihn zu, um von seinem Schultag zu erzählen.

„Na, wie war's in der Schule?“ fragte der Vater.

„Ach, ganz nett. Aber jetzt wollen sie die Antworten noch vor dem Jugendtreffen.“ Peter berichtete von der Schulversammlung, von dem Film und Dehmerts Antwort auf die erste Frage. „Du hättest bloß hören müssen, was er geschrieben hat! Junge Pioniere! Jugendgelöbnis! Freie Deutsche Jugend! Aber vielleicht waren das wirklich seine wichtigsten Erlebnisse.“

Der Pfarrer lächelte gequält. „Taufe, Konfirmation und Abendmahl würden sich vermutlich weniger gut ausnehmen.“

Peter konnte sich nur zu einem schwachen Lächeln aufraffen. Wieder fühlte er in sich den furchtbaren Widerstreit zwischen Schule und Staat auf der einen und Elternhaus und Kirche auf der anderen Seite.

„Aber was kann man schon von einem Pfarrerssohn erwarten?“

Die Frage traf den Vater hart. Natürlich war Peter aufgebracht, und seine Reaktion war vielleicht völlig normal für einen Jungen in seinem Alter. Friedrich Gottfried fühlte, daß er seinem Sohn helfen mußte, die Dinge richtiger zu sehen. Aber wie? Ihm kam ein Gedanke, den er anfangs von sich weisen wollte, doch dann beschloß er, es einmal auf diesem Wege zu versuchen.

„Peter, denkst du noch manchmal an Onkel Emil?“

„Ja.“ Der Junge nickte. „Sein Bart hat gekitzelt, und er roch immer nach Hustenbonbons.“

Gottfried lächelte über diese Erinnerungen seines Jungen an einen Onkel, den er vor vielen Jahren zum letztenmal gesehen hatte.

„Kurz bevor er starb, wurde Onkel Emil gezwungen,

aus dem Universitätsdienst auszuschneiden. Seinen Studenten wurde offiziell mitgeteilt, daß Christen keine Ausichten im Schuldienst hätten. Nun, als Professor konnte Onkel Emil seinen Mund nicht halten. Nicht, daß er ein besonders eifriger Kirchgänger gewesen wäre, aber wie dem auch sei: Er hat sich offen zur Kirche bekannt.“

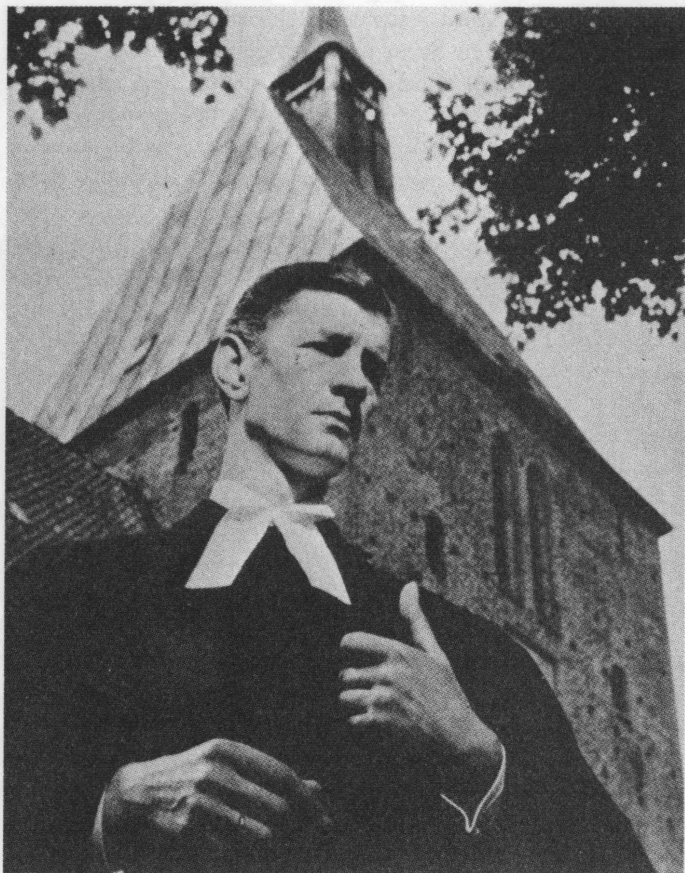
Friedrich Gottfried hatte seinen Bruder immer sehr geliebt. Emil war viele Jahre älter und für ihn fast wie ein Vater gewesen. Er vermisse ihn sehr, und ganz besonders die anregenden, nachdenklichen Gespräche, die sie geführt hatten.

„Vierzig Jahre Professor! Und kurz bevor er die Universität verlassen mußte, sagte er zu mir: ‚Friedrich, wenn es so weitergeht, wird das Gefängnis bald für alle Christen der einzig anständige Aufenthaltsort sein.‘ Siehst du, Peter, das war ein aufrechter Mann . . .“

„. . . der sein Leben hinter sich hatte“, fiel ihm der Junge ins Wort. „Es tut mir leid, Vater, aber Onkel Emil war fünfundsiebzehn, und ich bin fünfzehn. Er konnte es sich leisten, tapfer zu sein. Ich fange doch gerade erst an zu leben, und von mir verlangt man schon, daß ich mein eigenes Gefängnisurteil niederschreiben soll!“

Dem Pfarrer war bewußt, welcher Belastung das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ausgesetzt war, und daß er Geduld bewahren mußte, so schwer es auch fiel. Behutsam legte er Peter die Hand auf die Schulter.

„Du bist nicht der einzige, Peter, das weißt du genau! Und es ist nicht das erstemal in der Welt, daß ein junger Mensch sich entscheiden muß, ob er ausweichen und lügen, oder seinen Mann stehen und die Wahrheit sagen soll. Glaub mir — in der Hitlerzeit war es für uns junge Leute auch nicht leicht, die wir den Pastorenberuf ergreifen wollten. Damals gehörte es zum guten Ton, in Uniform herumzulaufen, den starken Mann zu spielen und die Religion arrogant zu verachten. Wir wurden als Schwäch-



Dem Pfarrer war bewußt, welcher Belastung das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ausgesetzt war, und daß er die Geduld bewahren mußte, so schwer es auch fiel. „Peter, es ist nicht das erstemal in der Welt, daß ein junger Mensch sich entscheiden muß, ob er ausweichen und lügen, oder seinen Mann stehen und die Wahrheit sagen soll.“

linge angesehen und beinahe als Verräter.“ Nie zuvor hatte er mit seinem Sohn darüber gesprochen.

„Und dann kam diese neue Diktatur. Es ist schwer zu sagen, welche schlimmer ist — die damalige oder unsre heutige. Peter, ich weiß, was es bedeutet, wenn man als junger Mensch wie ein Außenseiter behandelt wird, und . . .“

„Aber du hast erreicht, was du wolltest!“ unterbrach ihn Peter. „Und wenn ich die Antwort hinschreibe, die du von mir erwartest . . .“

„Die ich von dir erwarte?“ Gottfried war verblüfft. „Die Wahrheit erwarte ich, mein Junge. Die Wahrheit!“

„Ich weiß. Aber ein einziger Fetzen Papier kann meine ganze Zukunft zerstören. Das ist auch die Wahrheit, Vater!“

Peter drehte sich um und lief die Stufen hinunter und ins Pfarrhaus hinüber. Pastor Gottfried sah ihm mit zweifacher Sorge nach — als Vater und als Christ.

8

Der Parteisekretär ging mit langen Schritten in seinem Büro auf und ab. In einer Ecke hatte sich eine kleine Gruppe von Männern versammelt, die Herrn Rettmann aufmerksam beobachteten. Offenbar lag etwas Besonderes in der Luft, denn der Parteisekretär hatte den Vorsitzenden des politischen Komitees der VEB Maschinenfabrik, den Leiter der Karl-Marx-Schule, den Chefredakteur der ‚Volksstimme‘ und seinen Agitations- und Propagandaleiter zu dieser Besprechung zusammengerufen.

„Ich habe heute morgen ein langes Telefongespräch mit Berlin geführt“, erklärte Herr Rettmann. „Man hat mir noch einmal auseinandergesetzt, wie wichtig es ist, daß Osterstadt beim Jugendtreffen gut abschneidet.“

Er verschwieg, daß die Genossin Laube ihm dabei zu verstehen gegeben hatte, wie weitgehend seine eigene Stellung innerhalb der Partei davon abhing, ob er von sich aus alles dazu tat, daß das Jugendtreffen zu einem kulturellen Ereignis wurde.

„Für den Anfang waren deine Artikel und die Bilder in der heutigen Ausgabe schon ganz gut“, wandte sich Rettmann an den Redakteur. „Aber sorg dafür, daß es so weitergeht, bis auch wirklich der letzte Einwohner von nichts anderem mehr redet.“

„Die Lehrer sind sich im unklaren, wie wir die Teilneh-

mer aussuchen sollen“, gab der Schulleiter zu bedenken, als er erwähnte, daß er sein Kollegium schon zu einer ersten Besprechung zusammengerufen hätte. Über die grundsätzlichen Auswahlprinzipien wäre man sich dabei schnell einig geworden. Nun erbot er sich, diese vorzulesen, doch Rettmann ersuchte ihn, jedem der Gesprächsteilnehmer eine Abschrift davon zu überlassen.

„Und was tut euer Komitee im VEB für die Vorbereitung? Schließlich müßt ihr ja etwas leisten, nachdem ihr die Patenschaft übernommen habt.“ Rettmanns Worte klangen ein wenig bissig, als er sich an den Komiteevorsitzenden wandte; denn nicht ihm war der Einfall gekommen, dem VEB die Patenschaft für die Osterstädter Delegation anzutragen, sondern der Genossin Laube.

„Ja, also, zunächst haben wir einmal daran gedacht, unter den Arbeitern zu sammeln, damit unsere Jungen und Mädels ein wenig Taschengeld haben und sich bei ihrem Aufenthalt in der großen Stadt auch etwas leisten können. Einer hat gemeint, sie würden dann bei jeder Flasche Sprudel und bei jeder Bockwurst daran denken, daß die Arbeiter daheim ihnen alles Gute wünschen.“

Als Sportlehrer Wüppermann den Film über die Jugendfestspiele gesehen hatte, war ihm klar geworden, daß seine Schüler noch lernen mußten, ordentlich zu marschieren; und das übte er nun unermüdlich mit ihnen.

Fräulein Hemsing, die für das Gymnastikprogramm der Mädchen verantwortlich war, übte mit Reifen, Keulen und Flaggen. Und Professor Steffl hatte die Musiker auszuwählen.

Jeder, der sich für den Wettbewerb meldete, mußte Professor Steffl und seiner Jury vorspielen. Der alte Lehrer war zwar stolz auf die Fortschritte, die Helga Weißberg auf dem Cello gemacht hatte, doch er glaubte nicht,

daß sie für Berlin in Frage käme. Anton Römer spielte recht gut Klavier, aber es fehlte ihm das musikalische Gefühl eines Peter Gottfried.

Peter Gottfried? Wie konnte man einen Schüler dazu zwingen, sich an einem Wettbewerb zu beteiligen? Peter hatte es bisher vermieden, und Professor Steffl wußte sehr genau, daß sowohl der Pastorensohn wie auch die Partei in eine unangenehme Lage geraten würden, wenn der Junge diesen Wettbewerb gewinnen sollte. Das schlimmste daran war, daß sich der Professor im klaren war, daß Peter das Zeug dazu hatte, Sieger zu werden.

Auf einer Lehrerversammlung bat Rettmann den Musiklehrer, er möge einmal über die Auswahl der Musik-kandidaten berichten. Natürlich hätte Steffl nun versichern können, alles sei in bester Ordnung, und man brauche sich keine Sorge zu machen, doch der Lehrer wußte, daß die bittere Wahrheit früher oder später herauskommen würde.

„Ich will nichts beschönigen, Herr Rettmann, sondern ganz offen sagen, daß es uns auf musikalischem Gebiet in Osterstadt vorne und hinten fehlt.“

Rettmann sah ihn fragend an. Er verstand nicht recht, worauf Professor Steffl hinaus wollte.

„Wissen Sie, was wir brauchen, das sind Talente. Und davon haben wir nicht gerade viele an unserer Schule. Das heißt, musikalisch begabte Schüler, auf die man zurückgreifen könnte.“

„Wieso — zurückgreifen?“

Professor Steffl stand am Fenster. Er winkte Rettmann zu sich her und wies auf den Schulhof, wo eine Jungen-Gruppe Fußball spielte. „Sehen Sie da den Burschen, der jetzt gerade auf's Tor schießt? Wenn der im Wettbewerb Klavier spielen würde, dann hätten wir keine Sorgen!“

„Und warum sollte er nicht?“ fragte der Parteisekretär leise.

„Sie wollen mir doch nicht die Verantwortung dafür aufhalsen, daß der Sohn eines Pastors nach Berlin geschickt wird?“ gab der Lehrer zurück.

Rettmann sah ein paar Sekunden still aus dem Fenster, dann wandte er sich um und ging eine Weile wortlos auf und ab. Als er stehen blieb, schaute er erst Steffl, dann den Schulleiter an. „Die Verantwortung übernehme ich“, erklärte er schließlich: „Peter Gottfried ist in Ihrer Klasse, nicht wahr, Genosse Starke?“

Herr Starke nickte.

„Sorgen Sie dafür, daß er sich einschreibt.“

Der Lehrer war lange genug in der Partei, um einen unmißverständlichen Befehl nicht sogleich zu befolgen. Kaum daß Rettmann den Raum verlassen hatte, begann er, über seinen Auftrag nachzudenken. Er mußte äußerst vorsichtig zu Werke gehen; denn einen Fehlschlag konnte er sich nicht erlauben.

Bei herrlichem Wetter wanderten Peter und seine Klassenkameraden mit ihrem Lehrer über die Landstraße. Einer der Jungen, der recht gut Akkordeon spielte, hatte sein Instrument mitgebracht und begleitete den Gesang seiner Gefährten.

Peter war glücklich, einmal der Schule und dem ständigen Tauziehen der Kräfte entronnen zu sein, die von allen Seiten an ihm zerrten. Der Ausflug ließ ihm endlich einmal eine Atempause. Lange unterhielt er sich mit Dehmert, der sich hier im Freien viel ungezwungener gab als in der Klasse. Eine Zeitlang gingen auch Anneliese und Peter miteinander. Das Mädchen hatte den Verlust von Hildegard, seiner besten Freundin, noch nicht überwunden. Mit keinem Wort hatte die Druckerstochter ihr gegenüber damals angedeutet, daß sie mit ihrem Vater in den Westen gehen wollte. Ein paar Tage später hatte An-



Herr Starke fragte, ob Peter nicht trinken wolle . . . „Es gibt keine verschlossenen Türen, die du nicht selber öffnen kannst. Den Fragebogen mußt du dir als eine Art Schlüssel vorstellen.“

neliese jedoch in ihrer Schürzentasche einen kleinen Zettel entdeckt, auf dem die Freundin sich verabschiedet und die Hoffnung auf ein Wiedersehen ausgedrückt hatte.

Es gefiel Peter auch, daß sein Klassenlehrer sich eine Weile zu ihm gesellte und sehr freundlich war. Als sie vor einem verlassenem Bauernhaus eine Pumpe stehen sahen, fragte Herr Starke, ob Peter nicht trinken wolle. So blieben sie zurück und erfrischten sich an dem kühlen Naß.

„Wie kommst du mit deinem Fragebogen zurecht?“ erkundigte sich der Lehrer beiläufig.

Peter wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. „Ich habe es schon versucht, aber ich werde wohl nicht weit damit kommen.“

„Hast du mit deinem Vater darüber gesprochen?“

„Ja“, sagte Peter zögernd. „Er riet mir, die Wahrheit zu schreiben.“

Starke lächelte. „Nun, da stimme ich völlig mit deinem Vater überein. Aber bevor du die Fragen beantworten kannst, mußt du dich ehrlich mit der Wahrheit auseinandersetzen. Dazu hattest du bis jetzt noch keine Gelegenheit.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Es gibt keine verschlossenen Türen, die du nicht selber öffnen kannst! Den Fragebogen mußt du dir als eine Art Schlüssel vorstellen. Dein Leben in unserer Gesellschaft kannst du dir selbst bauen — mit deinen zwei Händen.“

Peter bemerkte, daß sie ziemlich weit hinter den anderen zurückgeblieben waren, die gerade ein neues Lied anstimmten.

„Denk mal nach, Gottfried! Sind wir es, die dich ausschalten, oder versucht dich jemand zurückzuhalten?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Peter trübselig. „Irgendwie stehe ich immer dazwischen.“

„Ja, du bist zwischen den alten und den neuen Ideen gefangen.“

Peter antwortete nicht. Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her, und der Abstand zu den anderen verringerte sich. „Was machen deine Fortschritte beim Klavierspiel, Gottfried?“

Peter zuckte die Schultern.

„Ich hab' dich erst einmal spielen gehört, aber hoffentlich habe ich bald wieder Gelegenheit dazu. Wirst du dich denn zu dem Wettbewerb in Berlin melden?“

Peter warf Herrn Starke einen raschen Blick zu. „Ich glaube kaum, daß ich es dabei weit bringen würde.“

„Warum nicht?“ Herr Starke lächelte. „Du spielst doch sehr gut.“

„Es ist genauso, wie Sie gesagt haben: Ich bin in der Mitte gefangen.“

„Ich bin kein Musiker, Gottfried, aber ich liebe die Musik, und ich weiß sogar etwas über sie, was du bisher nicht begriffen hast.“

„Oh, ich weiß, daß ich noch viel über Musik lernen muß.“

Herr Starke legte einen Arm um Peters Schultern. „Ich meine nicht deine Begabung! Hat dir noch niemand gesagt, daß wir Musik genau so notwendig brauchen wie Kohle, Brot und Häuser? Daß dein Platz als Musiker in unserer Gesellschaftsordnung genau so wichtig ist wie der des Bauern oder des Facharbeiters?“

Das schien Peter einleuchtend, und er dachte darüber nach, während sein Lehrer fortfuhr: „Das ist die reine Wahrheit, mein lieber Junge! Schreib dich ein für Berlin, dann wirst du selbst sehen, ob man dich ausschließt, nur weil dein Vater ein Pfarrer ist!“

Maria Gottfried sagte nichts, doch sie war beunruhigt, als sie Peter vor dem Abendessen üben hörte. Irgend etwas stimmte nicht. Aus Peters Spiel konnte sie ebensogut seine Stimmung heraushören wie aus seinen Gesprächen. Manche Passagen ging er geradezu wild an, und Stellen, die er eigentlich mühelos meistern mußte, steckten voller Fehler. Sie wußte, daß Peter etwas quälte, aber sie hatte das Gefühl, daß sie sich da besser nicht einmischte.

Bei Tisch führte Friedrich Gottfried die Unterhaltung. Er erzählte ausführlich, wie Hans Kesselmaier endlich doch dazu gekommen sei, nachzugeben und in die LPG einzutreten. Am Nachmittag hatte der Pfarrer die Kesselmaiers in ihrer Stadtwohnung besucht und war sehr be-

troffen von der niedergeschlagenen Stimmung in der Familie des Bauern. Bedächtigt zählte der Pfarrer alle Umstände auf, die er erfahren hatte und die ihn tief bedrückten.

Peter sagte nichts. Sobald er gegessen hatte, entschuldigte er sich unter dem Vorwand, er habe noch viele Schularbeiten zu machen, und ging in sein Zimmer.

Der Junge wußte, daß er sich heute abend mit dem Fragebogen auseinandersetzen mußte. Er legte sich auf sein Bett, verschränkte die Hände unter dem Kopf und dachte zum hundertstenmal über die Fragen nach. Ach, wenn es ihm doch wenigstens gelingen wollte, einen Gedanken zu fassen! Aber er kam nicht dazu. Immer wieder drängten sich Worte und Sätze auf, die Herr Starke gesagt hatte oder Anneliese, sein Vater oder Professor Steffl. Sie widersprachen einander, drangen auf ihn ein, erstickten jeden Ansatz zu einer eigenen Entscheidung, legten sich wie feste Stricke um sein Denken, zerrten, zerrten nach allen Seiten . . .

„Ein äußerst wichtiges Dokument . . . Prüft eure Erfahrungen!“ WELCHE PROBLEME BESCHÄFTIGEN MICH AM MEISTEN? Dieser Fragebogen und wie ich ihn beantworten soll — das beschäftigt mich am meisten. Und das Berliner Jugendtreffen.

WIE STEHE ICH ZUR FDJ? WIE STEHE ICH ZUR NATIONALEN VOLKSARMEE? *Ich muß die Wahrheit sagen, ja, ich muß! Die Wahrheit über die FDJ? . . . „Die ganze Wahrheit, Peter!“ . . . Die FDJ ist gegen alles, wofür mein Vater eintritt! Dafür — dagegen! Dafür — dagegen!*

WIE STEHE ICH ZU UNSERER SOZIALISTISCHEN GESELLSCHAFTSORDNUNG? *„Eure Antworten werden uns zeigen, ob ihr reifer geworden seid . . . Euer Leben ist reich und aufregend . . . Denkt gut nach, bevor ihr ein Wort hinschreibt . . . Eure Fragebogen wer-*

den später den Papieren und Unterlagen für eure berufliche Ausbildung beigelegt . . .‘

WELCHEN BERUF MÖCHTE ICH ERGREIFEN?

„Der Fragebogen ist auch eine Art Schlüssel . . . Wir brauchen Musik, wie wir Kohle, Brot und Häuser brauchen . . . Schreib dich ein für Berlin, dann wirst du sehen, ob man dich ausschließt, nur weil dein Vater ein Pfarrer ist.“

„Was wird dein Vater sagen?“

„Du mußt vorsichtig sein, Peter! Als Pfarrerssohn hast du eine größere Verantwortung als die anderen.“

„Dein Vater hat ein Recht auf seine Ansichten . . . Schreib dich ein für Berlin, dann wirst du sehen, ob man dich ausschließen wird.“

„Meine Damen und Herren! Den ersten Preis der Gesamtdeutschen Jugendfestspiele erhält der Pianist Peter Gottfried!“

„Der Fragebogen ist auch eine Art Schlüssel . . .‘

Die Tür ist geöffnet — die Tür ist geschlossen! Wer hat die Tür geschlossen, wer hat sie versperrt, wer wird sie wieder öffnen? Wo ist der Schlüssel! Wer hat ihn? Gebt mir den Schlüssel! Gebt mir die Stellung, gebt mir die Position! Den Schlüssel zur FDJ, den Schlüssel zur Nationalen Volksarmee, den Schlüssel zu unserer Gesellschaftsordnung, den Schlüssel zum ersehnten Beruf, den Schlüssel zu den Berliner Jugendfestspielen, den Schlüssel, den Schlüssel, den Schlüssel . . .

Endlich schlief er erschöpft ein.

„Ich habe mich doch entschlossen, Anneliese!“

Sie hob erstaunt die Augenbrauen. Er hatte sie gebeten, nach der Schule mit ihm an den See zu kommen, doch auf dem ganzen Weg hatte er kaum ein Wort gesprochen. Jetzt ging er unruhig auf und ab, und sie wartete darauf, daß er sagte, was ihn quälte.

„Ich kann überhaupt nicht mehr schlafen! Dieser Fragebogen wird mich noch ins Irrenhaus bringen! Ich möchte den Wettbewerb mitmachen! Weißt du, was das für mich bedeutet, Anneliese? — In Berlin zu spielen!“

Das Mädchen erschrak. Nie hatte es geglaubt, daß er wirklich so weit gehen würde.

„Was sagst du da, Peter?“

„Ich will mich einschreiben. Ich will spielen! Ich werde üben, wie ich noch in meinem ganzen Leben nicht geübt habe!“

Anneliese war wie vor den Kopf geschlagen. Am liebsten hätte sie geweint. „Aber das ist ja Wahnsinn.“

„Ich will beweisen, daß ich gewinnen kann. Das ist kein Wahnsinn.“

„Gewinnen - gewinnen! Ist das so wichtig?“

Er hörte sie nicht. In Gedanken war er schon in Berlin.

„Ich meine - ich meine, denkst du gar nicht an - deine Eltern?“

Unwillig erwiderte er: „Ich verkaufe doch nicht meine Seele, Anneliese. Ich will ja nur Klavier spielen!“

Peter tat ihr unendlich leid. Sie wußte genau, daß er das Ganze eigentlich nicht wollte, daß er aber auch nicht nein sagen konnte. „Und der Fragebogen?“

„Darum drücke ich mich, solange ich kann.“

„Eines Tages muß er aber beantwortet werden!“

Das hatte Peter sich noch nicht eingestehen wollen. „Das wird sich schon noch finden“, sagte er.

Der Pfarrerssohn schrieb sich zu den Ausscheidungskämpfen ein, spielte und gewann. Kein Mensch in der Schule war überrascht, als es hieß, Peter Gottfried werde Osterstadt im Musikwettbewerb vertreten. Herr Steffl sagte es dem Schulleiter, der sofort Rettmann anrief. Der Parteisekretär kam in die Schule und beglückwünschte Starke. Zu dritt gingen sie in den Musiksaal, um dem

Jungen zu gratulieren, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte.

„Dein Fragebogen hat Zeit, bis du aus Berlin zurück bist, Peter“, sagte Herr Starke. „Ich habe darüber mit Herrn Rettmann gesprochen, und er meint auch, daß du ihn viel leichter beantworten kannst, wenn du aus Berlin zurück bist.“ Das war Peter jetzt ziemlich egal. Ihn bewegte im Augenblick eine ganz andere Frage.

Der Junge trat ins Pfarrhaus und lauschte, wobei er fieberhaft überlegte: Ist Vater in seinem Arbeitszimmer? Nein, der Mantel hängt nicht an der Flurgarderobe. Vielleicht macht er Hausbesuche. Hoffentlich erfährt er nichts von anderer Seite über mich. Aber wie kann ich es ihm beibringen? Als Peter seine Mutter draußen auf der Veranda hörte, ging er zu ihr hinaus und setzte sich neben sie.

„Mutter“, sagte er, und die Mutter hörte die Unsicherheit in seiner Stimme. „Was würdest du sagen, wenn ich in Berlin spielen dürfte?“

Sie nahm ein neues Samenpaket zur Hand, da sie gerade dabei war, neue Beete im Garten anzulegen. Sorgfältig bedachte sie jedes Wort. „Wessen Antwort erwartest du? Die deiner Klavierlehrerin oder die deiner Mutter?“

„Vielleicht solltest du besser als Pfarrersfrau antworten“, sagte er ruhig.

„Was ist los, Peter? Sag es schon!“

„Mutter, verstehst du mich denn nicht? Ich weiß, Vater wird denken, ich sei verrückt geworden. Aber du verstehst mich doch, nicht wahr?“

„Bisher habe ich dich noch immer verstanden. Aber wie kannst du erwarten, daß ich es stillschweigend hinnehmen werde, wenn du dich plötzlich zum Werkzeug derer machen läßt, die unsere Kirche zugrunde richten wollen?“

„Das kann ich dir auch nicht so recht erklären“, sagte er. „Jedenfalls habe ich mich nicht geändert, das darfst du mir glauben. Musik ist Musik! Können Bach und Chopin

politisch sein! Ist Bach ein Werkzeug - ihr Werkzeug, nur weil er beim Berliner Jugendtreffen gespielt wird?“

Ruhig fragte die Mutter: „Wirst du mit Vater darüber sprechen?“

„Das kann ich nicht“, antwortete er gequält. „Ich würde ihm damit nur weh tun!“

Der Zug, der durch die Nacht ratterte, war nur mit Soldaten und einigen wenigen Reisenden besetzt. In einem Abteil saß der Pfarrer von Osterstadt auf einem Fensterplatz und starrte in das Dunkel hinaus.

Er fuhr zu Bischof Feld. Nachdem der Junge schlafen gegangen war, hatte Maria ihrem Mann die Neuigkeit von Peters Berlinfahrt so schonend wie möglich beigebracht, aber die nackten Tatsachen ließen sich durch keine Schonung ändern. Friedrich Gottfried wußte, daß er schnell handeln mußte. Als erstes hatte er seinen Bischof angerufen und um eine sofortige Unterredung gebeten.

Am nächsten Morgen waren die Worte des Bischofs völlig eindeutig. „Sie kannten die Antwort, bevor Sie fragten. Wer seine Gemeinde verläßt, verliert damit sein Amt als Pfarrer. Der Hirte darf seine Herde nicht verlassen.“ Das hatte Bischof Feld schon manchem anderen sagen müssen. Es tat ihm jedesmal weh, aber es war unerlässlich. Er wählte seine Worte sehr behutsam und sah Gottfried verständnisvoll an.

„Aber ich werde den Jungen verlieren! Wir müssen von hier weg!“ Gottfried konnte seine Verzweiflung nicht verbergen.

„Das ist völlig unmöglich! Das wissen Sie doch selbst genau.“

„Könnte man nicht wenigstens Peter fortbringen?“

Der Bischof schüttelte langsam den Kopf. „Nein, es geht nicht. Auf gar keinen Fall.“

Gottfried wußte es natürlich selbst; aber er hoffte noch

immer auf eine Lösung. „Tausende von Menschen fliehen Woche für Woche hinüber in den Westen!“

„Und die Kirche ist bei ihrer Ankunft zur Stelle. Das ist eine Hilfe, die sie leisten kann. Aber was erwartet sie sonst drüben?“

Der Pfarrer seufzte und sah aus dem Fenster. Dann antwortete er leise: „Die Freiheit!“

„Die Freiheit?“ Der Bischof stand auf und trat neben den verstörten Mann. „Wir sind frei, Bruder Gottfried! Sie und ich — und alle, die an Christus glauben und damit allein zu stehen scheinen. Nicht dort ist die Freiheit, wo die Welt dieses verbietet oder jenes erlaubt, sondern allein in uns selbst, wo wir vor die Wahl gestellt sind und allein durch den Glauben entscheiden müssen.“

Das alles wußte Friedrich Gottfried, doch sein Verstand weigerte sich, die Wahrheit hinzunehmen. Wie von ferne drangen die Worte des Bischofs an sein Ohr.

„. . . deshalb kann ich Ihnen ebensowenig helfen wie all den anderen, die so wie Sie vor mir saßen. Ihre Gemeinde schöpft Kraft von Gott durch Sie. Was wird aus diesen Menschen, wenn Sie schwach werden? Sie werden nicht schwach werden! Sie werden aushalten!“

„Und meinen Sohn verlieren“, sagte Gottfried mit großem Ernst.

Der Bischof legte die Hand auf Pastor Gottfrieds Schulter. „Lieber Bruder, ich kann Ihnen nur wiederholen, was Sie selbst schon sehr vielen Menschen, die in weit größerer Not waren, als Sie es sind, gesagt haben. Sie und ich, und Peter — wir alle, ob wir's verstehen oder nicht, ob wir's glauben oder nicht — wir sind in Gottes Hand, und sein Wille geschehe!“

Es war tief in der Nacht, als der Pastor die Tür zum Pfarrhaus aufschloß und leise eintrat. Maria kam ihm

auf der Treppe entgegen. Er küßte sie und preßte sie fest an sich.

„Du mußt mir alles erzählen, Friedrich. Ich mach dir etwas Kakao warm.“

„Fein, aber erst möchte ich einmal nach Peter sehen.“

„Weck ihn nicht auf“, flüsterte sie, während sie in die Küche ging. „Der arme Junge hat einen schweren Tag vor sich!“

Leise öffnete er die Tür zum Zimmer des Jungen und trat auf Zehenspitzen an sein Bett. Mein Sohn, dachte er. Mein Peter. Er hob schon die Hand, um dem Schlafenden über das Haar zu streichen, doch er wollte ihn nicht stören. Behutsam legte er dem Jungen die Decke um die Schultern, dann sah er sich im Zimmer um. Da standen der Plattenspieler und Peters Schallplatten, die er so sehr liebte. Er sah den Konfirmationsspruch an der Wand: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Morgen würde Peter nach Berlin fahren. Wie gern hätte der Vater mit ihm darüber gesprochen und es ihm ausgedrückt, wenn es nicht schon zu spät dazu war. Aber vielleicht war alles Unheil schon geschehen. Gottfrieds erste Reaktion auf den Berlin-Plan war Zorn gewesen. Dann hatte er daran gedacht, mit seiner Familie zu fliehen. Deswegen hatte er den Bischof aufgesucht. Aber jetzt empfand er nur noch Liebe zu seinem Jungen.

Johann Sebastian Bach. Peters Noten für Berlin lagen auf dem Tisch bereit. Er wollte sie zum Wettbewerb mitnehmen.

Lange blieb der Pastor am Bett des Jungen stehen. Peter sollte auch die Gebete seines Vaters mit nach Berlin nehmen.

9

Die Sonne strahlte an einem wolkenlosen Himmel, als die Osterstädter Delegation nach Berlin aufbrach. Mehrere Omnibusse fuhren auf dem Marktplatz in der Nähe der Kirche vor. Für das festliche Ereignis waren sie lustig geschmückt worden, und das gelb und blaue Abzeichen der FDJ prangte deutlich sichtbar an ihren Wänden. Spruchbänder verkündeten, daß die Busse die Osterstädter Delegation zum Jugendtreffen nach Berlin brachten.

Als erster Funktionär erschien Rettmanns Sekretär auf dem Marktplatz, sprach mit den Busfahrern und bestimmte den Platz, an dem die Musikkapelle sich aufzustellen hatte. Beim Abschied der Berlinfahrer mußte Osterstadt sich alle Mühe geben.

Peter lag auf seinem Bett und dachte nach. Er war fertig angezogen und hatte ein frisches Hemd, die Zahnbürste und das Notwendigste für den zweitägigen Aufenthalt in Berlin in seine Schulmappe gepackt. Gar zu gern hätte er dieser Reise und seinem Spiel im Wettbewerb mit mehr Freude und Begeisterung entgegengesehen. Das Ganze machte ihm aber keinen rechten Spaß, weil er genau wußte, daß die Eltern ihn nur ungern fahren ließen. Der Gedanke, sie so zu enttäuschen, gab ihm ein ungutes, leeres Gefühl.

Die Mutter kam mit seinem Jackett herein, das sie auf-

gebügelt hatte. Als sie ihn auf dem Bett liegen sah, fragte sie erstaunt: „Peter, was ist los mit dir? Hast du es dir anders überlegt?“

Der Junge sprang vom Bett, zog seine Krawatte fest und schlüpfte in das Jackett, das die Mutter ihm hinhielt. „Nein, nein, ich habe nur nachgedacht.“

Die Mutter hatte das Gefühl, sie müsse etwas sagen. „Du weißt, wie Vater und ich über diese Reise denken?“

„Ja, Mutter, ich weiß. Aber es ist schon zu spät. Ich muß jetzt gehen.“

Noch einmal überprüfte er seine Mappe, vergewisserte sich, daß er die Noten nicht vergessen hatte, und ging dann die Treppe hinunter. Seine Mutter folgte ihm.

Unten gab die Mutter ihm einen Kuß. „Mach deine Sache gut, mein Junge“, sagte sie leise. Peter lächelte ihr dankbar zu und sagte: „Ich werde noch besser spielen, wenn ihr verspricht, im Rundfunk zuzuhören!“

Sie strahlte. „Ja, natürlich, der Rundfunk! Selbstverständlich werde ich es hören, und Vater auch.“

„Ist Vater schon zurück?“ fragte Peter.

„Ja, er kam mitten in der Nacht. Jetzt ist er drüben in der Kirche.“

Peter küßte seine Mutter. „Ich gehe noch zu ihm hinüber“, sagte er.

Vor dem Pfarrhaus konnte Peter schon freudiges Stimmengewirr vom Marktplatz her hören. Er blickte zur Kirche hinüber. Selbstverständlich mußte er zu seinem Vater gehen. Er mußte sich doch wenigstens verabschieden. Also überquerte er die Straße, stieg die Stufen hinauf und trat in die Seitenpforte.

Der Pastor hörte die Tür gehen und wußte sogleich, daß Peter in der Kirche war. Vater und Sohn sahen einander lang an.

„Hast du auch alles, was du brauchst? Deine Noten und so?“ fragte der Vater endlich.

„Ja, ich habe, glaube ich, alles. Alles, außer deinem Segen, Vater.“

Der Pastor rang mühsam um Fassung. Die letzten sechs- unddreißig Stunden waren für ihn wie ein böser Traum gewesen. Verzweifelt hatte er zu Gott gebetet, daß die Verbindung zwischen Peter und ihm wiederhergestellt werde. Er trat dicht an seinen Sohn heran und strich ihm sacht über das Haar. „Peter, ich habe immer gewußt, daß du mir nicht weh tun wolltest. Und ich will dir ja auch nicht weh tun.“ Er legte den Arm um die Schultern des Jungen, und nebeneinander gingen sie durch das Mittelschiff dem Hauptportal zu.

„Peter, erinnerst du dich an deine Konfirmation? Und an den Spruch, den du bekommen hast? Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Ja, Peter erinnerte sich gut. Der Spruch hing ja in seinem Zimmer, und er dachte oft über die Worte nach.

„Das ist Gottes Zusage, Peter. Denk daran. Also, dann mach deine Sache gut, sei vergnügt, geh nicht verloren und komm mir heil zurück!“ Der Vater lächelte.

Nun mußte Peter sich beeilen. Er ging vor seinem Vater her, doch der blieb nach ein paar Schritten noch einmal stehen.

„Peter?“

Der Junge wandte sich halb um und hörte seinen Vater leise sagen: „Du mußt immer wissen, daß ich dich liebe, - von ganzem Herzen.“

Die Worte trafen den Jungen ins Herz, und er lief in die Arme seines Vaters. Einen Augenblick hielten sie sich fest umschlungen.

„Ich weiß es, Vater“, sagte Peter und lächelte tapfer. „Und mach dir keine Sorgen. Ich fürchte mich nicht vor dem Tiger.“

Der Marktplatz wimmelte von Mädchen und Jungen. Auch einige Lehrer waren anwesend, darunter Professor Steffl und Herr Starke, die mit nach Berlin fahren sollten. Herr Rettmann kam, um beim Aufbruch dabei zu sein und der Delegation zu versichern, daß er sie in Berlin wiedersehen werde. Von allen Seiten kamen begeisterte Teilnehmer mit Koffern und Taschen herbeigeeilt. In der Zuschauermenge sah man viele Eltern und Freunde der Berlinfahrer, die alle der Osterstadter Delegation nachwinken wollten.

Der Fanfarenzug spielte, als die Gruppe einstieg und die Omnibusse sich langsam einen Weg durch die winkenden und jubelnden Menschen bahnten und vom Marktplatz rollten.

Oben bei der Kirche aber stand ein hochgewachsener Mann, der dem Aufbruch ohne Jubel zusah. Und in einem der Omnibusse saß ein Junge, der sich nicht zu freuen schien.

Berlin, diese einzigartige Stadt, hatte Peter schon immer einmal kennenlernen wollen. Er wußte um die seltsame Lage der geteilten Stadt; denn seine Eltern sprachen oft darüber. Trotzdem wollte es Peter nur schwer in den Kopf hinein, daß es tatsächlich zwei Berlin gab: eines, das die Hauptstadt der DDR war, und ein anderes, das anscheinend zum Westen gehörte und wie eine Insel in der Sowjetzone lag. Er wußte auch, daß viele, viele Menschen die Zone verlassen hatten, indem sie einfach vom Ostsektor in die Westsektoren Berlins gegangen und von dort in die Bundesrepublik geflogen waren. Erst vor ein paar Wochen hatten Hildegard Marschall und ihr Vater diesen Weg gewählt. Peter hatte den Stadtplan genau studiert und wußte, daß es nur wenige Übergangsstellen gab. Aber daran dachte er jetzt nicht, als der Omnibus vor der großen Konzerthalle hielt.

Während die Jungen und Mädchen unter viel Geschrei aus den Wagen kletterten und sich auf der Straße verteilten, rief Herr Starke ihnen seine Anweisungen zu.

Professor Steffl händigte jedem Schüler einen Ausweis aus. „Den dürft ihr nicht verlieren“, sagte er. „Das ist eure Eintrittskarte für alle Veranstaltungen des Jugendtreffens, die auf der Rückseite angegeben sind.“ Als er zu Peter kam, sagte er: „Gottfried, hier ist dein Ausweis. Wenn du nachher zur Musikhalle kommst, gehst du zum Bühneneingang und fragst nach dem Proberaum, in dem sich die Teilnehmer am Musikwettbewerb versammeln sollen. Spätestens um halb drei mußt du da sein. Ist das klar?“ Peter nickte und schob den Ausweis in die innere Brusttasche.

Dehmert trat zu ihm und fragte: „Wollen wir zwei nicht beim Vorbeimarsch zusammenbleiben? Wir könnten uns alles ansehen, und dann komme ich mit dir zur Musikhalle. Ich möchte dich doch spielen hören!“ Peter war zwar nicht darauf erpicht, den ganzen Tag in Dehmerts Begleitung zu bleiben, aber er schloß sich ihm an.

Im Handumdrehen gerieten sie in den Sog einer singenden, marschierenden, fahnschwenkenden Masse von Jugendlichen, die von allen Seiten dem Marx-Engels-Platz zuströmte, wo einst das Stadtschloß gestanden hatte.

Die Gruppe aus Osterstadt wurde in den Zug eingereiht, und ganz überrascht mußte Peter feststellen, daß er neben Dehmert an Tribünen vorbeimarschierte, von denen herab Tausende von Menschen dem Zug der Jugend zusahen. Sie näherten sich einem fahngeschmückten Podium, und die Jungen vor Peter hoben die Hände über den Kopf und klatschten im Rhythmus der Marschmusik, während sie den Blick nach rechts wandten, um die Funktionäre und Ehrengäste zu begrüßen.

Dehmert flüsterte zu Peter hinüber: „Der da in der Mitte — das ist Genosse Ulbricht!“ Peter schaute und

entdeckte den Mann, dessen Gesicht ihm schon von Hunderten von Plakaten entgegengelächelt hatte.

Als sich der Zug schließlich auflöste, bahnten Dehmert und Peter sich ihren Weg zur Musikhalle zurück. Vor dem Eingang drängten sich schon die Menschen, die der Entscheidung des Wettbewerbs beiwohnen wollten.

Dehmert sagte, er habe den anderen Osterstädtern versprochen, sie an den Kassenschaltern zu treffen, und während Peter zum Bühneneingang strebte, sah er, daß der Klassenkamerad bereits Herrn Starke, Professor Steffl und die anderen gefunden hatte.

Bevor Peter in den Probenraum ging, in dem sich die Teilnehmer versammelten, warf er rasch einen Blick in die große Konzerthalle. Die riesigen Ausmaße des Saales benahmen ihm fast den Atem. Fahnen, Girlanden und Spruchbänder gaben ihm einen festlichen Anstrich, und an der Rückseite der Bühne hingen die größten Fotos, die Peter je gesehen hatte: Ungeheure Porträts von Grotewohl, Pieck und Ulbricht sahen in den Zuschauerraum hinab.

Als Peter den Probenraum betrat, herrschte dort lärmvolles Gedränge. Alles schwatzte durcheinander oder stimmte seine Instrumente. Peter sah sich um und stellte fest, daß anscheinend alle darauf warteten, daß ihnen jemand sagte, was zu tun wäre.

Der Verantwortliche ließ sich bald sehen: Ein sehr nervöses, quecksilbriges Männlein, das näselnd rief: „Ruhe! Seid doch bitte mal ruhig! Mal alle herhören, bitte!“ Nachdem es ihm halbwegs gelungen war, die Teilnehmer zu beruhigen, rief er sie in der Reihenfolge ihres Auftretens auf und wies ihnen ihre Plätze an. Peter sollte sich an den Flügel setzen, neben ein Mädchen aus Brunnenbau, das Geige spielte. An seine Rechte kam ein junger Cellist aus Leipzig. Es sei sehr wichtig, erklärte der Funktionär, daß jeder sofort bereit sei, wenn sein Vorgänger sein Spiel



„Meine Damen und Herren! Wir befinden uns in der Berliner Konzerthalle, in der heute der Endkampf des Deutschen Jugend-Musik-Wettbewerbes ausgetragen wird...“ Die riesigen Ausmaße des Saales benahmen Peter fast den Atem... An der Rückseite der Bühne hingen die größten Fotos, die er je gesehen hatte: Ungeheure Porträts von Grotewohl, Pieck und Ulbricht...

beendet habe. Das Programm werde vom Rundfunk übertragen, und sie könnten es ja durch den Lautsprecher über dem Klavier hören, wenn der Ansager sie aufriefe. Keiner dürfe inzwischen den Proberaum verlassen.

„Meine Damen und Herren! Wir befinden uns in der Berliner Konzerthalle, in der heute die Entscheidung des

Deutschen Jugend-Musik-Wettbewerbs ausgetragen wird.“ Nun wurde es auch im Probenraum ganz still, da alle den Ansager hören wollten.

Draußen im Saal saßen Herr Rettmann und seine Mitarbeiter in der vierten Reihe. Der Parteisekretär schien wohlgelaunt, während er dem Ansager zuhörte.

„Ich kann Ihnen mit Sicherheit versprechen, daß aus der Reihe der jungen Menschen, die heute für Sie spielen, die wahren Künstler des Volkes von morgen hervorgehen werden.“ Rettmann klatschte wie wild in die Hände, und der Applaus pflanzte sich donnernd durch den Saal fort.

Peter nahm seine Noten aus der Mappe und stellte sie vor sich auf den Notenständer, da er das Bach-Präludium noch einmal durchlesen wollte, das er zum Vortrag ausgewählt hatte. Als er den Band aufschlug, fiel sein Auge auf etwas sehr Vertrautes - wie kam denn das hierher? Zwischen den Seiten lag der Wandspruch, der sonst in seinem Zimmer hing: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“ Peter vergewisserte sich, daß niemand ihn beobachtet hatte, steckte die Karte in die Brusttasche und klappte den Notenband zu. Gleich darauf traf die Stimme aus dem Lautsprecher an sein Ohr.

„Zunächst einiges über die Teilnehmer. Aus Brunnenbau kommt Margot Althausen, Geige.“

Peter lächelte dem Mädchen neben ihm zu, das ein wenig rot wurde, als der Sprecher fortfuhr: „Margot ist die Tochter eines Werkmeisters im Textilwerk von Brunnenbau. Dieses Werk hat gerade eine Leistungssteigerung von sieben Prozent erreicht.“ Lang anhaltender Beifall folgte diesen Worten.

„Aus Osterstadt kommt Peter Gottfried, Klavier.“

Peter schaute zum Lautsprecher auf und lauschte. Zur selben Zeit drang dieselbe Stimme aus den Rundfunkgeräten in Osterstadt: Im Friseurladen, im Rathaus, bei der Familie Zingler und im Pfarrhaus.

„Alle, die Sie hier versammelt sind, kennen die gemeinen und abscheulichen Verleumdungen, die von unseren Feinden in der Welt über unsere Republik verbreitet werden. Es sind immer wieder diese reaktionären Machthaber des imperialistischen Westens. Wir alle wissen, daß die klerikofaschistischen Kriegshetzer planmäßig Gerüchte verbreiten, wonach die kirchliche Jugend in unserem Arbeiter- und Bauernstaat keine Aufstiegsmöglichkeit besitzt.“

Rettmann hob ein wenig die Augenbrauen und lächelte. Der Friseur Müller schüttelte den Kopf.

Anneliese sah ihre Mutter an.

Pastor Gottfried bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Peter fühlte eine fiebrige Hitze in sich aufsteigen. Er erwachte wie aus einem bösen Traum. Diese Stimme dort draußen redete von ihm! Und von irgendwoher flüsterte ihm eine andere Stimme zu: „Sei getreu . . . sei getreu . . .“

„Unser Teilnehmer aus Osterstadt ist die beste Antwort auf diese Lügen: Peter Gottfried ist der Sohn eines Pastors, des Pfarrers der Jakobigemeinde in Osterstadt.“

In diesem Augenblick wurde Peter klar, daß alles so gekommen war, wie es sein Vater vorausgesagt hatte. Ihm war bewußt, daß Vater und Mutter in dieser Sekunde ebenfalls die Stimme im Rundfunk hörten, und daß ihnen die Worte wie Messer ins Herz fahren mußten. Jetzt war es zu spät. Was würde er darum geben, wenn er jetzt zurücklaufen könnte in die Kirche und in die beschützenden Arme des Vaters! Aber es war zu spät! Der Mann dort draußen redet von mir, dachte er.

Peter sah auf seine Finger herab, die auf den Tasten ruhten. Vielleicht ist noch nicht zu spät, dachte er. Vielleicht . . .

Einer blitzartigen Eingebung folgend, ergriff er den Klavierdeckel und schlug ihn zu, daß er ihm die Finger der rechten Hand einklemmte.

„Au!“ schrie er auf. „Meine Hand!“

Der kleine Funktionär kam herbeigestürzt. „Was ist passiert? Laß mal sehen!“

Peter umfaßte die gequetschten Finger mit der Linken und stöhnte: „Der Deckel ist draufgefallen! Aua!“

Der Funktionär winkte ein Mädchen herbei. „Bring ihn 'runter zur Sanitätswache im ersten Stock. Das ist ja furchtbar! Schnell, bring ihn runter!“

Das Mädchen lief mit Peter hinaus, und sie rannten die Treppe hinunter. Als sie schon fast unten waren, sagte der Junge: „Oh, meine Noten! Ich habe sie vergessen. Würdest du sie mir holen?“

„Ja, natürlich“, sagte sie. „Da hinten ist der Sanitätsraum. Nein, hast du ein Pech!“ Damit eilte sie wieder in den Probenraum hinauf.

Das war die Gelegenheit, auf die Peter gewartet hatte! Der Flur lag völlig menschenleer. Weit und breit war niemand zu sehen. So schnell er konnte, lief er zur nächsten Treppe, hastete sie hinunter und erreichte den Bühnenausgang, durch den er vorher hereingekommen war.

In diesem Augenblick wurde er angerufen: „He, du da! Nicht so eilig!“

Peter setzte ein möglichst gleichgültiges Gesicht auf, drehte sich um und sah den Pförtner. Der alte Mann lächelte ihm freundlich zu. „Na, junger Mann, hast du's hinter dir?“

„Ja, ja“, bestätigte Peter nickend. „Ich hab's geschafft.“
„Und wie hast du abgeschnitten?“

Peter sah auf seine Finger. Sie waren abgeschürft und schmerzten sehr, aber das würde bald vorbei sein. „Besser, als ich dachte“, sagte er.

Vor der Konzerthalle atmete Peter tief auf. Jetzt wußte er, daß er sich und sein Spiel nicht mißbrauchen lassen würde. Er hatte getan, was er tun mußte. Aber war es nicht schon zu spät?

Heftiges Hupen brachte ihm zum Bewußtsein, daß er quer über die Straße ging. Fast wäre er angefahren worden. Er fand wieder in die Wirklichkeit zurück und begann zu laufen. Noch hatte er sich keinen Plan zurechtgelegt, aber er wußte, daß er hier fort mußte. Er mußte fliehen! Das Brandenburger Tor lag ganz unten am Ende dieser Straße, fiel ihm ein. Vielleicht konnte er dort durchkommen. Versuchen mußte er es jedenfalls!

Während die Geigenspielerin aus Brunnenbau auf der Bühne stand, herrschte hinter dem Podium große Aufregung. Peters Begleiterin kam aus dem Sanitätsraum zurück und meldete, der Pianist sei dort nicht eingetroffen. Sofort wurde überall gesucht, aber Peter war nirgends zu finden.

„Lauft durchs ganze Haus und sucht ihn“, befahl der Funktionär drei Jungen. „Seht überall nach: Sanitätswache, Toiletten, Eingangshalle, Keller . . .“

Würde der Junge mit seinen verletzten Fingern überhaupt spielen können? Der Mann ging zum Ansager hinüber, der wartend in den Kulissen stand, und flüsterte mit ihm. Nun, das ließe sich machen, er würde dann eben zunächst den Cellisten ankündigen. Daraufhin beschloß der Funktionär, den Vorfall zu melden.

„Verehrte Freunde! Bevor der nächste Teilnehmer auftritt, soll ich Ihnen sagen . . . Also, es handelt sich um eine kleine Änderung in der Reihenfolge unseres Programms.“

Rettmanns Sekretär kam in den Saal und eilte zur vierten Reihe vor, um seinen Chef herauszuwinken.

Im Pfarrhaus zu Osterstadt lauschten Friedrich und Maria Gottfried gespannt und hörten den Ansager verkünden: „Peter Gottfried, den Teilnehmer aus Osterstadt, werden wir etwas später hören. An seiner Stelle spielt

Helmut Wolf Gerbig, der die Stadt Leipzig vertritt, eine Cello-Sonate.“

„Friedrich, was ist da los?“ fragte Maria ängstlich.

Auch der Pastor war beunruhigt, doch bemühte er sich, es nicht zu zeigen. „Es hat bestimmt nichts zu bedeuten. Mach dir keine Sorgen.“

Als Peter sich dem Marx-Engels-Platz näherte, sah er, daß der Vorbeimarsch noch immer nicht vorüber war. Eine Menschenmenge säumte die Straße und schaute zu, wie immer neue Gruppen heranmarschierten. Der Junge drängte sich durch die Menschen und ging unbeirrt weiter auf das Brandenburger Tor zu.

Er wollte schon in Laufschrift fallen, als er zwei Polizisten auf sich zukommen sah. Werden sie mich erkennen? fragte er sich. Ob sie wohl wissen, daß ich eigentlich in der Konzerthalle sein müßte? Vielleicht war es doch besser, langsamer zu gehen, um nicht aufzufallen. Einen Augenblick blieb er stehen und sah dem Vorbeimarsch zu, während die Polizisten an ihm vorübergingen, ohne ihn zu beachten. Dann ging er wieder mit großen Schritten dem Westsektor entgegen.

Ohne stehen zu bleiben, ging er bis zum Brandenburger Tor. Aber wie sollte er an dem Posten vorbeikommen? Er sah, daß die Volkspolizisten die Ausweise kontrollierten. Werden sie mich durchlassen? Seinen Personalausweis hatte er bei sich. Vielleicht lassen sie mich durch, dachte er, wenn ich ihn recht ruhig und selbstverständlich vorzeige.

„Die Papiere bitte“, sagte der Posten, als Peter vor ihm stand. Peter griff in die Jackentasche, und seine Finger fühlten zuerst die Karte mit dem Konfirmationspruch. Das war die falsche Tasche. Er fand den Ausweis und zeigte ihn dem Volkspolizisten. Im selben Augenblick kam eine Gruppe von Schülern, die alle schon ihre Ausweise

in den Händen hielten. Der Polizist warf nur einen flüchtigen Blick auf Peters Karte und gab sie zurück, um sich der Gruppe zuzuwenden. Peter ging weiter.

Nun war er in Westberlin, aber er fühlte sich noch immer nicht sicher. Noch wußte er nicht recht, was er tun sollte. Der Vorfall in der Konzerthalle stand ihm noch zu frisch vor Augen, als daß er in Ruhe hätte nachdenken können. Nachdem er ein paar hundert Meter gegangen

Jetzt ist alles aus, schoß es Peter durch den Kopf. Er hatte Angst, war wütend und verzweifelt . . . Dann stieß er die andern rasch beiseite und rannte . . . rannte . . .



war, stand er unversehens vor dem sowjetischen Ehrenmal. Er warf rasch einen Blick auf das schwarze Standbild des russischen Soldaten, der grimmig von dem Monument herabsah, und auf die beiden grün gestrichenen Panzerwagen, die das Ehrenmal flankierten.

„Peter! Peter Gottfried! Was machst du denn hier?“

Peter blieb stehen. Als er sich umdrehte, sah er drei seiner Klassenkameraden die Stufen des Ehrenmals herabkommen. Sie lächelten ihm freudig überrascht zu.

„Hast du denn schon gespielt?“

Peter wußte nicht, was er sagen sollte. Er nickte nur aufgeregt.

„Wie ist es ausgegangen? Haben wir gewonnen?“

Jetzt ist alles aus, schoß es Peter durch den Kopf. Er hatte Angst, war wütend und verzweifelt. Die Klassenkameraden kamen auf ihn zu, und ihm war, als kreisten sie ihn ein. Peter trat einen Schritt zurück - dann stieß er die andern rasch beiseite und rannte . . . rannte . . . rannte . . .

10

Friedrich und Maria Gottfried lauschten gespannt an ihrem Rundfunkgerät. Als der Cellist seine Darbietung beendet hatte, hielten sie den Atem an und warteten, daß der Ansager Peter als nächsten ankündigen werde. Nach dem Beifall entstand eine Pause - eine sehr lange Pause, wie ihnen schien -, und dann kündigte der Ansager einen Flötisten aus Rostock an, ohne ein Wort über Peter zu verlieren.

„Wir müssen abwarten, Maria“, sagte der Pastor. Aber es war schwer abzuwarten. Der Pastor konnte nicht mehr stillsitzen. Alle seine Gedanken waren bei Peter.

Maria Gottfried lauschte aufgeregt. Auf den Flötisten folgte ein Klarinetttist. Besorgt sahen die Eltern einander an. Der Pastor unterbrach sein ruheloses Auf und Ab und sagte: „Maria, ich gehe hinüber in die Kirche. Du verstehst doch?“

Sie lächelte ihm zu und nickte.

„Laß das Radio eingeschaltet und sag mir Bescheid, wenn Peter spielt. Aber ich glaube nicht mehr recht daran.“ Langsam ging der Pfarrer zur Kirche hinüber.

Genossin Laube stand im Direktionszimmer der Konzerthalle. Mit verschränkten Armen lehnte sie an der

Wand, und ihr Blick wanderte vom Genossen Rettmann zu Professor Steffl und dann zu dem Organisator der Veranstaltung. Es klopfte an der Tür, und sie rief scharf: „Herein!“

Ein verstörter alter Mann in Dienstkleidung wurde von Rettmanns Sekretär über die Schwelle geschoben. „Das ist der Pförtner, Genossin Laube. Er meint, er hätte den Jungen gesehen.“

„Nun?“ fragte die Frau. „Was können Sie uns erzählen?“

„Ich habe gehört, daß Sie einen Wettbewerbsteilnehmer suchen, und man hat mich gefragt, ob einer das Haus verlassen hätte. Ja, also, ein Junge ist schon ganz früh gegangen, aber er hat gesagt, er hätte schon gespielt.“

Rettmann unterbrach ihn: „War er blond? Trug er einen grauen Anzug? War er . . .?“

Mit einer Handbewegung bedeutete ihm Genossin Laube, daß sie hier das Wort führe.

„Was hat er gesagt?“ fragte sie den Pförtner.

„Ich habe ihn gefragt, wie es gegangen sei, und er hat gesagt: ‚Besser als ich dachte.‘“

„Schon gut, schon gut! Raus mit Ihnen!“ Sie zeigte auf die andern im Zimmer. „Und ihr alle auch, bis auf Genossen Rettmann und den Musiklehrer des Jungen.“

Während die übrigen hinausgingen, streckte Herr Starke den Kopf zur Tür herein und fragte: „Ist Herr Rettmann hier?“ Als er den Parteisekretär entdeckte, wandte er sich zurück und sagte: „Kommt mal herein, Jungen!“

„Entschuldigen Sie, Genosse Rettmann. Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen?“ fragte er dringlich.

Genossin Laube mischte sich ein. „Habt ihr Gottfried gesehen?“

„Ja“, sagte einer der Jungen. „Wir waren am sowjetischen Ehrenmal drüben im Westsektor, Sie wissen doch . . .“

„Ja, ja, wir wissen Bescheid“, warf Rettmann ein und war bemüht, etwas von seiner Autorität zurückzugewinnen. „Was hattet ihr denn da drüben zu suchen?“

„Ich hatte es ihnen erlaubt“, bemerkte Starke.

Genossin Laube wandte sich an die Jungen und ihren Lehrer. „Also was ist mit Gottfried? Raus mit der Sprache!“

Der Wortführer der drei stotterte aufgeregt und blickte hilfeschend zu seinem Lehrer hinüber. Dann begann er zu erklären: „Ja, Frau Laube, Genossin Laube, wir haben ihn gesehen, wissen Sie, und haben ihn gerufen, aber er ist einfach abgehauen. Wie der Blitz!“

Rettmann trat einen Schritt auf ihn zu. „Willst du damit sagen, daß ihr nicht versucht habt, ihn . . .“

„Das genügt“, fiel ihm Frau Laube unwillig ins Wort und beschied die Jungen: „Wartet draußen!“

Professor Steffl fand es an der Zeit, sich ebenfalls zurückzuziehen. „Ich habe ja von Anfang an befürchtet, daß so etwas passieren könnte“, sagte er.

Die Funktionärin starrte nachdenklich vor sich hin. Herr Starke sagte: „Ich fühle mich verantwortlich, Genossin Laube. Es tut mir leid, aber ich habe den Jungen überschätzt. Ich dachte, er wäre im Begriff, sich zu uns zu bekennen.“ Er suchte Rettmanns Blick und setzte hinzu: „Manchmal frage ich mich, ob wir nicht zuviel verlangen.“

Als die beiden Lehrer gegangen waren, standen sich Rettmann und Frau Laube allein gegenüber.

„So! Na, das ist ja reizend! Wie soll ich das dem Zentralkomitee erklären?“

Sie trat mit verschränkten Armen ans Fenster und blickte hinaus. „Können Sie mir nicht helfen, Genosse Rettmann?“

„Doch, das werde ich tun, Genossin Laube. Bitte erlauben Sie mir, die Sache in die Hand zu nehmen.“

Als die Jugendfunktionärin sich umwandte, sah sie, daß er bereits zum Telefonhörer griff.

Auf der Osterstädter Polizeiwache nahm Wachtmeister Lüdtkke den Hörer ab. „Es ist Berlin“, sagte er zu einem Kollegen. „Inspektor Hermann wird verlangt. Lauf schnell hoch und hol ihn. Er hat sich mal kurz hingelegt.“

Der Inspektor kam heruntergeeilt und nahm verschlafen den Hörer entgegen.

„Ja, hier Inspektor Hermann. Guten Tag, Genosse Rettmann. Wie geht's in Berlin?“

Wachtmeister Lüdtkke und der andere Polizist sahen, daß sich Hermanns Augen erstaunt weiteten.

„Ja, ich verstehe. Selbstverständlich, sofort.“ Er schrieb eine Nummer auf. „Ja, ich rufe Sie wieder an. Ja, gut.“

Er legte auf und wandte sich an Lüdtkke. „Ich brauche Sie heute nachmittag nicht mehr, Lüdtkke, aber bleiben Sie bitte zu Hause und halten Sie sich für alle Fälle bereit. Ich werde jetzt dem Pastor ein bißchen auf den Zahn fühlen.“

Bei dem Wort ‚Pastor‘ schaute Lüdtkke neugierig auf, und der Inspektor ließ ihn nicht lange im unklaren.

„Anscheinend ist sein klavierspielendes Goldsöhnchen in den Westen abgehauen. Das wird hier am Montag heiter werden, Lüdtkke!“

Er nahm seinen Hut und ging zur Tür.

„Und wenn Sie im Büro des Parteisekretärs ein neues Gesicht sehen, dann können sie sagen: Der gute Onkel Hermann hat's schon längst gewußt!“

Der Inspektor läutete am Pfarrhaus. Maria öffnete, und ihr Gesicht erstarrte vor Schreck.

„Guten Tag, Frau Pastor. Kann ich bitte Ihren Mann sprechen?“

„Er ist drüben in der Kirche.“

Der Pfarrer hatte in seiner Kirche mehrere Plätze, an denen er sich gern aufhielt, wenn er mit seinen Gedanken und Gebeten allein sein wollte. Heute saß er unter der Kanzel, als er jemand durch das Hauptportal eintreten und mit hallenden Schritten durch den Mittelgang gehen hörte.

„Herr Pastor?“

„Ja, hier bin ich.“

„Darf ich Sie um ein paar Auskünfte bitten?“

„Hier in der Kirche?“

„Wo, ist mir ganz egal. Es ist für die Akten, Herr Pastor. Also - wann haben Sie zuletzt mit Ihrem Sohn gesprochen?“

„Heute morgen, vor seiner Abreise nach Berlin. Warum fragen Sie?“

„Wo fand das Gespräch statt?“

„Hier in der Kirche. Aber ich verstehe nicht . . .“

„War noch jemand dabei?“

Der Pastor schüttelte den Kopf.

„Und seitdem haben Sie nicht mehr mit ihm gesprochen? Telefonisch zum Beispiel?“

„Aus Berlin? Natürlich nicht.“

„Haben Sie eine Ahnung, wo er sich aufhalten könnte?“

Der Pastor stand auf, und seine Stimme gewann wieder die alte Sicherheit, als er antwortete: „Ich hatte gehofft, Sie würden mir das sagen. Was ist mit meinem Sohn geschehen? Reden Sie doch!“

Der Inspektor sah den Pfarrer forschend an. „Ihr Sohn ist in den Westen geflohen“, sagte er.

Das überraschte Erschrecken in Gottfrieds Gesicht entging ihm nicht.

„Sie haben wirklich nichts davon gewußt? Sind Sie bereit, das zu Protokoll zu geben?“

Ohne zu überlegen, antwortete der Pastor. „Ja, zur gegebenen Zeit und am rechten Ort.“

Der Inspektor klappte sein Notizbuch zu und schob es in die Tasche. „Über Zeit und Ort werden Sie noch unterrichtet werden, Herr Pastor. Inzwischen werden Sie sich nach meinen Anweisungen richten! Sie bleiben jetzt schön im Pfarrhaus, ja? Bis auf Widerruf!“

„Hausarrest?“

„Ich fürchte, ja.“

Frau Lüdtke blieb mit dem Kinderwagen vor dem Friseurgeschäft stehen und gab Herrn Müller heimlich Zeichen, weil sie wußte, daß er dem Kirchenrat angehörte. Der Friseur kam heraus, um sie zu begrüßen, beugte sich über den Wagen und bewunderte das Baby. Während er den Kleinen spielerisch unter dem Kinn kitzelte, hörte er die Frau des Polizisten flüstern: „Ich hab' eine Nachricht für Sie. Peter Gottfried ist in den Westen geflohen. Der Pastor sitzt in der Klemme. Mein Mann sagt, er stünde unter Hausarrest.“

Herr Müller hörte jedes Wort, aber sein Gesichtsausdruck veränderte sich kein bißchen. Vielmehr antwortete er in scherzhaftem Ton: „In ein paar Monaten werde ich dem Kleinen auch schon die Haare schneiden müssen“, und ging gemächlich in seinen Laden zurück. Gleich darauf ließ er den Rolladen herunter, um zu zeigen, daß seine Arbeit für heute getan sei. Dann trat er ins Hinterzimmer und sagte: „Der Pastor steht unter Hausarrest!“

Ein Seufzen ging durch die kleine Gruppe, die dort beisammensaß: Dörfel, Kraus, Kesselmaier und der alte weißhaarige Jakob Hörst. Eine Weile blieben alle still. Schließlich brach Herr Dörfel das Schweigen: „Vielleicht hat er gar nicht gewußt, was sein Sohn vorhatte.“

„Das ist gut möglich“, gab der Friseur zu. „Aber können Sie sich vorstellen, wie er die davon überzeugen soll?“

„Die werden ihm schon irgendwie nachweisen, daß er beteiligt war. Und was das heißt, wissen wir ja“, gab Kesselmaier zu bedenken.

Der Friseur nickte ernst. „Ja, und wir müssen uns wieder nach einem neuen Pfarrer umsehen.“

Zum erstenmal ließ sich auch Herr Kraus hören. „Und morgen ist Sonntag“, seufzte er.

Herr Dörfel umkreiste langsam die anderen und sagte: „Wenn wir doch nur irgend etwas tun könnten!“

Maria Gottfried gab sich alle Mühe, nicht die Fassung zu verlieren. Es war ein schrecklicher Abend! Sie versuchte, ihre Gedanken abzuschalten.

Wie betäubt durch die Nachricht von Peters Verschwinden saßen sich die beiden in ihrem gemeinsamen Kummer wortlos gegenüber.

Dann läutete es. Der Pastor ging an die Tür, doch seine Hand zögerte ein paar Sekunden auf der Klinke. Draußen stand Herr Zingler.

„Guten Abend, Herr Pastor. Darf ich hineinkommen?“

„Guten Abend, Herr Zingler. Was kann ich für Sie tun?“

Gottfried trat einen Schritt zur Seite und ließ den Mann ins Haus treten. Zingler nahm die Mütze ab.

„Sie sind in der Klemme, Herr Pastor. Die ganze Stadt weiß Bescheid. Ich kann Sie und Ihre Frau herausschaffen, dann sind Sie morgen früh bei Ihrem Jungen.“

Maria erschien an der Wohnzimmertür.

„Sie?“ fragte der Pastor erstaunt. „Ich verstehe nicht, warum gerade Sie . . .“

Man konnte sehen, daß Herr Zingler ziemlich aufgeregt war, obwohl er sich alle Mühe gab, es nicht zu zeigen.

„Je weniger Sie verstehen, desto besser!“ Er sah auf sein Handgelenk. „Es ist jetzt zehn Uhr. Bitte, halten



Man konnte sehen, daß Herr Zingler ziemlich aufgeregt war, obwohl er sich alle Mühe gab, es nicht zu zeigen. „Je weniger Sie verstehen, desto besser!“ Er sah auf sein Handgelenk. „Es ist jetzt zehn Uhr. Bitte halten Sie sich in einer Stunde bereit, dann kommt ein Wagen hier vorbei.“

Sie sich in einer Stunde bereit, dann kommt ein Wagen hier vorbei . . .“

Der Pfarrer schnitt ihm das Wort ab. „Nein, nein, Sie verstehen meine besondere Lage nicht.“

Maria trat zu den Männern in den Flur.

„So, ich verstehe Ihre besondere Lage nicht?“ gab Zingler zurück. „Was nützen Sie Ihrer Gemeinde im Gefängnis?“ Eindringlich sah er die Frau an. „Und was ist mit dem Jungen? Meinen Sie, der Westen sei das Paradies für einen alleinstehenden Jungen? Überlegen Sie das mal. Um Punkt elf hält ein Lastwagen hier vor dem Haus. Wenn Sie mit wollen, lassen Sie die Vorhänge offen und das Licht an, — wenn nein, ziehen Sie sie dicht und vergessen Sie die ganze Sache. Vertrauen Sie mir, Herr Pastor! Sie sind nicht der erste.“

Eine Stunde! Innerhalb einer Stunde mußten sie ihre Entscheidung treffen. Eine Stunde hatten die Eltern Zeit, um sich darüber klar zu werden, ob sie zu ihrem Sohn wollten oder nicht.

Der Vater ging in Peters Zimmer und sah den leeren Fleck, an dem der Konfirmationsspruch gehangen hatte. Jetzt mußte er sich entscheiden: bleiben oder gehen? Als er sich umwandte und das Zimmer verlassen wollte, streifte seine Hand ein Blatt Papier vom Tisch. Als er es aufhob, sah er, daß es der Fragebogen war.

Er schlug den Vordruck auf, der noch nicht ausgefüllt war. Nur bei der letzten Frage hatte Peter etwas hingekritzelt.

Frage 7: ‚Was hat meine gesellschaftliche Entwicklung am meisten beeinflußt?‘

Peters Antwort fuhr dem Pastor ins Herz: „Mein Vater . . .“

„Maria, ich bin zu einem Entschluß gekommen. Du mußt zu Peter fahren und bei ihm bleiben. Für ihn ist das Leben in einer fremden Stadt zu schwer.“

„Friedrich, wie kannst du mir solch einen Vorschlag machen? Und was soll aus dir werden?“

„Ich bin ja nicht allein. Ich habe meine Arbeit und die vielen Menschen, die auf mich angewiesen sind. Ich weiß, es ist ein furchtbar schwerer Entschluß, Maria. Aber Peter hatte es auch nicht leichter.“

Die hohe Standuhr in der Ecke des Wohnzimmers begann zu schlagen. Pastor Friedrich zog seine Taschenuhr hervor, um die Zeit zu vergleichen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, löste er die Uhr von der Kette und reichte sie seiner Frau. „Das ist für meinen Sohn.“

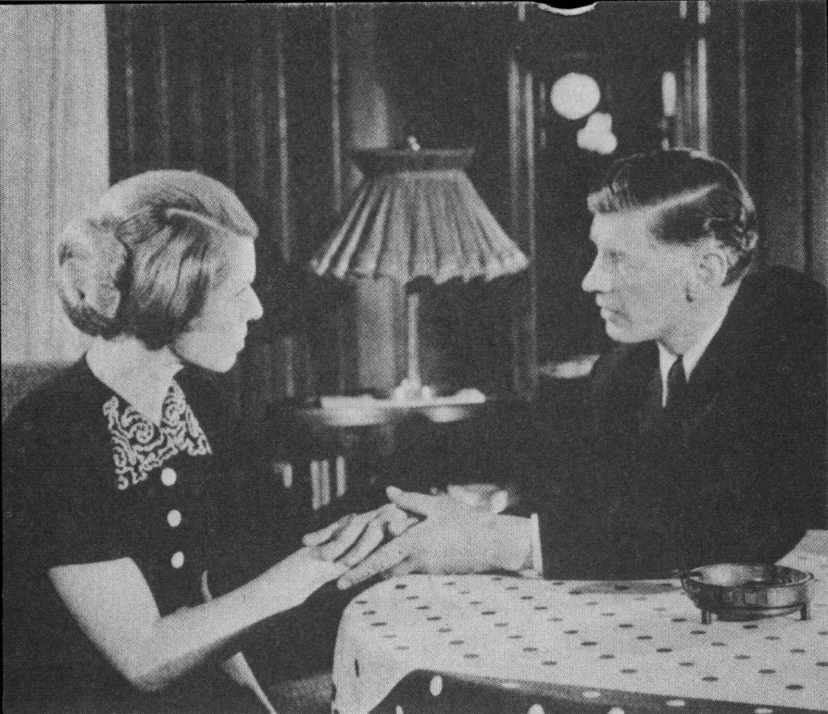
Es war elf Uhr. Draußen näherte sich Motorengeräusch.

Ruhig und gefaßt erhob sich Maria und ging zum Fenster hinüber, um die Vorhänge dicht zu ziehen. „Manchmal schäme ich mich meines Reichtums — so ein Mann und so ein Sohn!“

Im nächsten Morgen hörte jedermann in Osterstadt die Kirchenglocken läuten. Die Nachricht von Pastor Gottfrieds Hausarrest hatte sich in Windeseile herumgesprochen, deshalb wurde allgemein angenommen, daß der sonntägliche Gottesdienst ausfallen werde. Aber die Glocken läuteten, und es war, als riefen die dringlicher als sonst von ihrem festungsgleichen Turm. Viele Menschen folgten ihrem Ruf. Einer von ihnen nahm ein kleines, schwarzes Notizbuch vom Tisch und steckte es sorgfältig ein, ehe er zur Kirche hinaufstieg.

Der große Mann auf der Kanzel legte die Hand auf die Bibel und blickte auf seine Gemeinde hinunter. Dann sprach er mit fester, klarer Stimme den Kanzelgruß:

„Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus, der sich selbst für unsre Sünden gegeben hat, daß er uns errette von dieser gegenwärtigen, argen Welt nach dem Willen Gottes, unsers Vaters, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“



„Ich bin ja nicht allein. Ich habe meine Arbeit und die vielen Menschen, die auf mich angewiesen sind. Ich weiß, es ist ein furchtbar schwerer Entschluß, Maria. Aber Peter hatte es auch nicht leichter.“

Nun schlug er die Bibel auf.

„Das Wort Gottes für den heutigen Sonntag finden wir im 2. Brief des Paulus an die Korinther im 4. Kapitel:
„Wir werden nicht müde. Wir meiden schandbare Heim-

lichkeit und gehen nicht mit List um, fälschen auch nicht Gottes Wort. Vielmehr weisen wir durch Offenbarung der Wahrheit uns aus vor aller Menschen Gewissen im Angesicht Gottes. Ist nun unser Evangelium verdeckt, so ist's denen verdeckt, die verloren werden, den Ungläubigen, denen der Gott dieser Welt den Sinn verblendet hat, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Herrlichkeit Christi . . .

Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um . . .

Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Amen.“

Der Verlag unterstützt eine weltweite Hilfsarbeit an bekennenden und verfolgten Christen im kommunistischen Machtbereich. Im deutschsprachigen Raum unter dem Namen „Hilfsaktion Märtyrerkirche“ (HMK) bekannt. Der Verlag gibt hier die jeweiligen Adressen und Spendenkonten für Ihr eventuelles Interesse bekannt:

HMK – DEUTSCHLAND

Hilfsaktion Märtyrerkirche e. V. – Postfach 1160

7772 Uldingen 1

Spendenkonto: Postscheckkonto Dortmund 7711-461

HMK – SCHWEIZ

Hilfsaktion Märtyrerkirche, Postfach 169, CH-3601 Thun

Spendenkonto: Postscheckkonto Zürich, Nr. 80-4309

HMK – ÖSTERREICH

Hilfsaktion Märtyrerkirche

– Geschäftsstelle Österreich – Postf. 12, A-8043 Graz

Spendenkonto: Creditanstalt Bankverein

Filiale Graz 87-34634/00

HMK – CANADA

Jesus to the communist world – Deutsche Zweigstelle –

Box 38

St. Thomas N5P 3T5 (Ontario)

Bücher der Stephanus Edition

von Pfarrer Richard Wurmbrand:

Mit Christus auf der Judengasse

Erreichbare Höhen

Antwort auf Moskaus Bibel

Marx und Satan

Gefoltert für Christus

Stärker als Kerkermauern

Das blutbeschmutzte Evangelium

von Michael Wurmbrand:

Christus oder die Rote Fahne

von Sabine Wurmbrand:

Mit und ohne Richard

A. Shifrin: **UdSSR Reiseführer**

A. Shifrin: **Das Verhör**

J. Barron/A. Paul: **Das Massaker**

A. Hlinka: **20 + 10 Jahre danach**

P. Stocker: **Die getrennten Reiche**

Gitt & Wermke: **Schöpfung oder Evolution**

Akos Nagy: **Siehe, ich bin des Herrn Magd**

D. Martin Luther: **Der Kleine Katechismus**

Nicole Valéry: **Zelle 24**

H. Hartfeld: **Glaube trotz KGB**

A. Moise: **Lösegeld für Wurmbrand**

Tscheng Jen-Yuan: **Zerstörte Jahre**

H. Germani & H. Heck: **Löwe oder Bär**

George Watt: **China Spion**



- Das Buch zu dem preisgekrönten Film -

Voll beklemmender Spannung schildert dieser auf wahren Geschehen beruhende Roman die Gewissenskonflikte, in die das Ehepaar Gottfried und sein musikalisch hochbegabter Sohn Peter geraten, weil das kommunistische Regime auch in die persönlichsten Lebensbereiche eingreift und dadurch seinen Bürgern ständig Entscheidungen abverlangt, die sich nicht mit Ihrer inneren Überzeugung in Einklang bringen lassen.